A. 314.

Georg Karl Waibel
Vikar, 1875

Jos. Fey . 18..

Liberale Phrasen.

Beleuchtet

von

Philipp Laicus.

[Philipp Wasserburg]

Zweite Auflage.

Mainz,
Verlag von Franz Kirchheim.
1871.

Mainz,
Druck von Franz Sausen.

Einleitung.

Der Liberalismus ist in unseren Tagen zu einer Bedeutung herangewachsen, die er nicht der Güte seiner Sache, sondern der rücksichtslosen Wahl seiner Mittel verdankt. Mit ungemeiner Kunstfertigkeit bemächtigt er sich aller Hebel, um auf die Throne wie auf die Völker zu wirken. Anbeter jeden Erfolges, weiß er jeden Erfolg für sich auszubeuten. Herr über eine zahlreich wohl bediente Presse, weiß er sich ihrer zu bedienen, um sich selber zu beräuchern, den Gegner zu beschimpfen, hier zu besänftigen, dort zu hetzen, alles wie es ihm gerade paßt.

Er kennt nur ein einziges Princip, ein einziges Ziel, jenes der Haß, dieses die Vernichtung der katholischen Kirche, und dies zwar nicht sowohl der Katholicität als der Kirchlichkeit halber. So ist der Kampf äußerlich gegen die Kirche, in Wirklichkeit gegen Gott. Wer daran zweifeln wollte, braucht nur die liberale Wissenschaft zu betrachten: sie zerreißt jedes Band, das den Menschen an Gott knüpft, sie bekämpft die Existenz Gottes, schreibt die Entstehung der Welt blinden Naturkräften zu, läßt den Menschen aus dem Thiere sich entwickeln, gibt ihm eine Seele aus Phosphor und erkennt nichts an, als was sich in ihren Retorten chemisch untersuchen läßt.

Das ist ein Kampf gegen Gott, ein Kampf also, der nur von dem Widersacher Gottes ausgehen kann, nur er gibt die Parole aus, und diese lautet gegen die katholische Kirche. So beweist in diesem großen Kampfe, der heute die civilisirte Welt durchtobt, gerade der Gegner, daß die katholische Kirche die wahre Kirche Gottes ist.

Gott ist die Wahrheit, sein Widersacher ist die Lüge. Mit lügnerischen Waffen muß seinerseits der Kampf geführt werden, wenn er überhaupt von ihm inspirirt, gegen Gott gerichtet sein soll.

Dies an einigen Beispielen zu zeigen ist der Zweck dieses Werkchens.

Wir werden unsere Leser deßhalb in das Gebiet hochtönender Phrasen führen, die der Liberalismus gegen die katholische Kirche schleudert, und wir denken dabei den Liberalismus darzulegen, wie er in Wahrheit ist, wie er sich dem Menschengeschlechte zeigt, und wohin er führt.

Wir enthalten uns dabei jeder persönlichen Charakteristik, obgleich das Gebiet des Persönlichen vom Liberalismus stark gehandhabt wird und die Fülle des vorhandenen Materials sehr verführerisch ist. Wir enthalten uns derselben, weil es uns nicht um Skandalmacherei, sondern ausschließlich um die Sache zu thun ist.

Und indem wir dieser Sache dienen, dienen wir der Wahrheit, der Freiheit und dem Rechte.

Möge unser Leser uns zu diesem Behufe mit wohlwollender Aufmerksamkeit durch die nachfolgenden Capitel begleiten.

Der Liberalismus ist der Träger der modernen Cultur.

Das ist ein Satz, auf den sich der Liberalismus nicht wenig zu Gute thut, und in der That sind in demselben auch eine ganze Menge anderer Sätze und Worte eingeschachtelt. Darin ist das Streben der Zeit nach freiheitlichen Einrichtungen, das Fallen veralteter Vorurtheile, die Lösung der socialen Frage, Toleranz und Humanität, Wohlstand und Aufklärung und noch vieles Andere enthalten. Einiges werden wir gesondert besprechen, anderes in das gegenwärtige Capitel zusammenfassen. So viel aber dürfte unserem Leser schon aus dieser Aufzählung klar sein, daß derjenige, welcher erklärt: „der Liberalismus ist der Träger der modernen Cultur," ein großes Wort gelassen ausspricht.

Seither sind wir der Ansicht gewesen, daß wir unsere Cultur dem Christenthum verdanken, und ich glaube, diese Ansicht hat auch einiges für sich. Da ist z. B. vor Allem der auffallende Umstand, daß eigentliche Culturstaaten nur diejenigen Staaten sind, in welchen das Christenthum der vorherrschende Glaube ist. Woher kommt die eigenthümliche Erscheinung, daß wir eigentliche Menschenrechte — und Menschenrechte sind die Grundlage jeglicher Cultur, — nur in so weit anerkannt sehen, als das Kreuz aufgerichtet ist? Es gibt nichts auf Erden, das nicht seinen Grund hätte und

dies eigenthümliche Zusammentreffen, bei allen Völkern selbst den wildesten, unter allen Himmelsstrichen, setzt doch einen Causalnexus voraus, der auch in der That sofort zu Tage tritt, wenn man die Lehren des Christenthums einer wenn auch noch so oberflächlichen Prüfung unterzieht.

Wenn es heute dem Liberalismus gelingen könnte, unserer Cultur die christlichen Grundlagen zu entziehen und sich selbst zum ausschließlichen Träger der Cultur zu machen, so wäre das der ungeheuerste Rückschritt, den die Menschheit jemals gethan. Wir würden nicht bloß in das Mittelalter, sondern vor die Zeiten der Erlösung zurück versetzt, und es ist vernünftiger Weise gar kein Grund denkbar, daß die heutigen Culturzustände ohne Christenthum nicht wieder ähnliche Formen annehmen würden, welche die Culturzustände vordem unchristlicher Staaten angenommen haben. Wir werden diesen Culturzuständen einige Worte widmen müssen.

Da haben wir denn als älteste Cultur die ägyptische, von der uns Schickaneder im Texte seiner „Zauberflöte" wunderschöne Dinge erzählt, die aber erst einer christlichen Zeit bedurften, um ausgedacht zu werden. Denn die alten Pharaonen, darauf kann man sich verlassen, sangen nicht:

„In diesen heil'gen Hallen
Kennt man die Rache nicht.
Und ist ein Mensch gefallen,
Führt Liebe ihn zur Pflicht."

Im Gegentheile, was unsere heutigen Weisen aus den Hieroglyphen entziffern, gibt uns von einer Verachtung der Menschen Zeugniß, die an's Dämonische streift. Ungeheure Bauten haben sie uns als Zeugen ihrer Cultur hinterlassen und ihre Namen sind fast das Einzige, das sie verewigt haben. Hunderttausende gingen zu Grunde über dem Bau einer Pyramide, und das Mausoleum des Nachfolgers forderte neue

Hekatomben. Saubere Menschenliebe das, die Leben, Gesundheit und Wohlfahrt von Tausenden der Eitelkeit eines königlichen Grabsteins opfert! Auch von anderweitigen lieblichen Sitten spricht uns die Heilige Schrift, die namentlich das Verhalten der hochcivilisirten Aegypter gegen die Juden kennzeichnet. „Kommet, lasset sie uns klüglich unterdrücken," sagt der König zu seinen Räthen. Und die hochcultivirten Aegypter machten sich das Vergnügen, die Juden systematisch zu mißhandeln und mit Arbeiten zu überladen. Als sich aber trotzdem die Juden immer vermehrten, stellte die ägyptische Regierung den jüdischen Hebammen das Ansinnen, die jüdischen Knaben bei der Geburt zu erwürgen, und als die jüdischen Hebammen das Gebot nicht beachteten und vorgaben, die Jüdinnen entbänden sich selbst, erließ der König einen Aufruf an das Volk, die männlichen jüdischen Kinder zu ersäufen. Solcher Art waren die gepriesenen Culturzustände Aegyptens. Es war möglich, innerhalb derselben die Idee einer solchen Massenermordung unschuldiger Kinder zu fassen und durchzuführen. Und wir begegnen dieser Idee nicht bloß einmal in der außerchristlichen Welt, wir sehen sie auch im bethlehemitischen Kindermorde und in der chinesischen Volkssitte, die Neugeborenen ohne Weiteres auf die Straße zu werfen, um sich der Sorge für ihre Erziehung zu entledigen. Als der Engländer Malthus mit einer um Vieles verfeinerten Idee auftrat, um der Vermehrung des Proletariats Einhalt zu thun, wendete sich die ganze christliche Welt mit Abscheu weg, und doch handelte es sich dabei nicht einmal um einen Mord! Soviel von den Aegyptern. Betrachten wir uns nun die griechische Cultur, die Cultur des Idealismus!

Von Sparta sehen wir hierbei ganz ab. Ein Staat, der gesetzlich eisernes Geld prägte, um nicht in die Versuchung zu kommen, Handel zu treiben, ein Staat, der den Müßig-

gang für eine Bürgerpflicht erklärte, ein Staat, der den Diebstahl einerseits erlaubt hielt, um den Scharfsinn zu üben, und andererseits verfügte, es dürfe nichts in den Häusern sein, was des Mitnehmens werth sei, kann überhaupt nicht zu den Culturstaaten gerechnet werden. Es war ein Militärstaat in republikanischer Form und in der ausgedehntesten Weise, und alle Anstalten hatten und sollten keinen anderen Zweck haben, als Soldaten zu bilden, und in Erreichung aller militärischen Tugenden hat denn auch Sparta mehr geleistet, als ein Staat vor ihm und nach ihm. Ein Culturstaat war es aber nicht. Wir betrachten das hochcivilisirte Athen in der Zeit seiner Blüthe unmittelbar vor dem Peloponnesischen Kriege, in der Zeit des Perikles, der Zeit der Kunst und Wissenschaft. Wir finden da den Ostracismus in seiner abscheulichsten Gestalt. Das Volk trieb, durch Schönredner bewogen, seine ersten Mitbürger, ohne daß man ihnen eigentlich ein Verbrechen nur vorwarf, heute in die Verbannung, berief sie morgen zurück, um sie am Tage darauf wieder zu verbannen. Wo konnte da noch von Sicherheit der Person geredet werden! So fiel Cimon den Intriguen des Perikles und Perikles wurde ein andermal zu einer hohen Geldstrafe verurtheilt, weil eine Expedition ungünstig abgelaufen war. Und welche Zustände in Bezug auf die Sitten! Ganz abgesehen davon, daß der Cultus der Schönheit einen sehr sinnlichen Beigeschmack hatte, und in dieser Beziehung das perikleische Athen hinter keiner Despotenwirthschaft zurückstand; abgesehen davon, daß Perikles seinen Mitbürgern darin mit gutem oder vielmehr schlechtem Beispiele voranging, wie sein Verhältniß zur Aspasia bezeugt, stahl Perikles unter der Zustimmung Athens den Schatz von Delos, den Gesammt-Griechenland zu dem Zwecke aufgebracht hatte, um als Kriegskasse gegen die Einfälle der Barbaren nach den Perserkriegen zu dienen. Wie

man weiter damals mit den Menschenrechten umsprang, beweist ein Gesetz, dessen Erneuerung er durchsetzte, und das in jedem christlichen Staate eine Unmöglichkeit wäre. Es sollte nur der Sohn eines athenischen Bürgers und einer athenischen Bürgerin als Athener gelten. Mit der Zeit war diese grausame Einrichtung außer Uebung gekommen, und es lebten eine Menge Leute in Athen, die unter die Schärfe dieses Gesetzes fielen, völlig unangefochten. Nachdem das Gesetz erneuert war, verkaufte Perikles 5000 solcher Menschen als Sklaven. Denn sie waren keine Athener, und hatten folglich keinen Rechtschutz mehr. Und das war die Blüthezeit der atheniensischen Cultur!

Wir haben nun noch im Alterthume die römische Cultur. Was sollen wir vom römischen Realismus halten, wenn selbst der griechische Idealismus solche Blüthen zu Tage gefördert hat. Wir möchten die römische Cultur eine Cultur des Genusses nennen, und zwar eines Genusses, der so raffinirt war, wie wir ihn heute nicht mehr kennen. In der Beziehung haben wir gegen die Kaiserzeit Roms ganz entschiedene Rückschritte gemacht; bezeichnen wir ja heute noch ein ganz besonders üppiges Mahl als „Lucullisch.“ Alle politische, alle sittliche Freiheit war verschwunden, käuflich war alles, der Senat lag zu den Füßen des Imperators und der Sitz des Imperators schwankte auf den Schwertern zügelloser Prätorianer. Panem et circenses verlangten die Römer, Brod und Circusspiele: das waren die Angeln, um die sich das ganze Leben drehte. Nicht die Circusspiele, die wir kennen, und bei deren Anblick es uns manchmal graust; bewahre, solche Dinge waren nicht fähig, die erschlafften Sinne des römischen Volkes zu kitzeln, dazu reichte nicht einmal mehr die Wollust aus, der raffinirteste sinnliche Genuß war banal geworden, und um die abgestumpften Nerven in angenehme

Aufregung zu versetzen, bedurfte es des Kitzels der Grausamkeit. Man hat den Spaniern ihre Stiergefechte vorgeworfen als ein Schauspiel, das den Zuschauer verwildere, und mit Recht! Aber unschuldige Kinderspiele waren diese Stiergefechte im Vergleiche zu den römischen Circusspielen. Hunderte von Löwen, Tigern, Elephanten, Panthern, Hyänen wurden auf einander gehetzt und an diesem entsetzlichen Schauspiele, das die erwürgten, zuckenden, blutenden Leiber boten, erfreute sich das Volk. Man stellte nackte Menschen den Bestien gegenüber, und das Volk wettete, ob der Mensch die Bestie, oder die Bestie den Menschen besiegen würde; man stellte Menschen gegeneinander, die man wie Bulldoggen auf den Mann dressirt hatte, Menschen, die sich kannten, die sich nichts zu Leide gethan, die nichts verbrochen, die sollten sich zur Freude des römischen Volkes gegenseitig einander ermorden, und den schwer verwundeten, mit dem Tode ringenden Gladiator pfiff das Volk aus, wenn er nicht mit theatralischem Anstande zu sterben wußte. Aber alles dies wurde noch überboten zur Zeit der großen Christenverfolgungen. Zu Hunderten führte man die Christen, Männer, Weiber und Kinder den wilden Thieren vor, und das gebildete Rom jubelte vor Entzücken bei dem Jammergeschrei, das sich erhob, und sie klatschten Beifall bei dem Anblicke der aufgethürmten Leichenhaufen, die selbst die Tiger nicht mehr berührten, weil ihr Blutdurst gestillt war. Da haben wir ein Culturbild aus der Blüthezeit des heidnischen Rom. Und ich denke, an dem Einen hätte der Leser genug, nicht als ob das ganze Leben anders gewesen wäre, wir könnten eine ganze Reihe ähnlicher Fälle anführen. Ein römisches Sprüchwort sagte, daß die Thürschwellen der römischen Häuser roth seien vom Blute mißhandelter Sklaven, allgemein war es bei den römischen Damen üblich, ein Versehen ihrer Sklavinnen dadurch zu rügen,

daß sie ihnen mit langen Nadeln in die Brüste stachen, Fische wurden mit lebendigen Menschen gefüttert, weil man das so erzielte Fleisch für wohlschmeckender hielt u. s. w., u. s. w.

Ja, sagen die Liberalen, was alterirt man sich über solche Schilderungen, sie entrüsten uns nicht weniger als jeden anderen. Aber die Wiederkehr solcher Zustände ist heute gänzlich unmöglich. Die Humanität unserer Zeit gestattet das nicht!

So? Da gebt Ihr aber einen Grund an, der selbst wieder der Begründung bedarf. Woher kommt es denn, daß sich in der ganzen vorchristlichen Zeit alles entwickelt, alles sich bis zum höchsten Raffinement entwickelt hat, und nur die Humanität sitzen geblieben ist? Und woher kommt es, daß in den tausend Jahren, während welcher das Christenthum herrschend geworden ist, die Humanität so reißende Fortschritte gemacht hat, daß sie jetzt alle unsere Einrichtungen durchsäuert, so daß ihr euch selbst nicht enthalten könnet, auf die Humanität, wie auf alles Schöne dieser Erde Beschlag zu legen?

Was fehlte denn dem Alterthum zur Humanität? Philosophen? Es hatte Sokrates, Plato, Aristoteles, Seneca.

Geschichtschreiber? Es hatte Herodot, Xenophon, Cäsar, Tacitus, Livius.

Gesetzgeber? In Griechenland wirkten Solon und Lykurg. Rom hatte ein so durchgebildetes Rechtssystem, daß dasselbe unseren heutigen Gesetzbüchern vielfach zu Grunde liegt.

Schöne Künste? Da schrieben Homer und Virgil ihre Epopeen, im Drama wirkten Sophokles, Aeschylos, Aristophanes, Plautus, Terenz, die Malerei hatte ihren Appelles, die Bildhauerei ihren Phidias, und in welchem Grade die Baukunst entwickelt war, davon zeugen heute noch die Ruinen, und die Ausgrabungen in Pompeji.

Ich will Euch aber sagen, was ihnen fehlte: der Codex

der Humanität, und der ist zu lesen im Evangelium Matthäus Capitel 5, 6 und 7 und betitelt sich die Bergpredigt. Den hatten sie nicht, und darum blieb die Humanität sitzen, und wer den Codex heute noch nicht hat, bei dem sitzt sie heute noch fest; das sehen wir an China.

Die Chinesen sind ein arbeitsames, genügsames, intelligentes Volk. Sie erfreuen sich der musterhaftesten Gesetze, sie sind in Erfindungen uns weit voran gewesen, und haben die Buchdruckerkunst viel früher gekannt, als wir, ja selbst das Pulver, das doch auch ein so mächtiger Faktor der Cultur ist, hatten sie schon erfunden, als wir uns noch lange mit primitiveren Mordwerkzeugen behalfen. Das ganze Land ist wohl angebaut und mit der prachtvollsten Canalisation versehen. Und doch entbehrt all ihre Cultur und ihre Weisheit jedes sittlichen Fundamentes und so finden wir in ihnen ein Volk feil für Alles, habsüchtig und filzig, die abgefeimtesten Betrüger, nach Oben bis zur Niederträchtigkeit kriechend, nach unten insolent und grausam, feig und erbärmlich und dabei von einer Aufgeblasenheit und Verachtung anderer Nationen eingenommen, daß sie im letzten Kriege meinten, sie brauchten nur Papierdrachen mit allerlei prasselndem Feuerwerk aufsteigen zu lassen und die Engländer und Franzosen würden davonlaufen.

Oh, meinen die Liberalen, wir sind weit entfernt die herrlichen Grundsätze, die in der Bergpredigt und überhaupt in dem christlichen Gebote der Nächstenliebe enthalten, sind zu verkennen, oder gar aus der Welt zu schaffen. Im Gegentheile, wir wollen sie zu reiner und ungetrübter Anwendung bringen.

Mit Verlaub, das ist Blödsinn. Es wird liberalerseits nicht bestritten, daß der Liberalismus von den Wahrheiten der christlichen Glaubenslehre nicht viel hält, daß er sich höchstens ein dunkles verschwommenes Gottbewußtsein gerettet hat,

das eben so tief in das Menschenherz eingeprägt ist, daß es niemand gänzlich ausrotten kann. Der positive christliche Glaube dagegen dient seiner Ansicht nach nur zur Verdummung des Volkes, zur Herrschaft einer Priesterkaste, zur Erregung von Religionshader und zur Entflammung des Fanatismus. Diesem Glauben steht der Liberalismus feindlich gegenüber, er bekämpft ihn, und wenn er ihn bis jetzt noch nicht ausgerottet hat, so liegt die Schuld wahrlich nicht an ihm.

Nun ist aber die christliche Sitte auf den christlichen Glauben gegründet, und wenn der Glaube fällt, so verliert die Sitte jeden inneren Halt, wird noch eine Zeit lang aus Gewohnheit fortvegetiren, und dann Stück um Stück in sich zusammenstürzen. Wie kann ich dem Armen zurufen: Arbeite und trage deine Armuth in Geduld, wenn ich ihm nicht sagen kann: Dir wird vergolten werden? Wie kann ich dem Reichen sagen: Komme deinem armen Mitbruder zu Hülfe, theile ihm mit von dem Deinigen, wenn ich ihm nicht sagen kann: Gott hat dir den Reichthum nicht gegeben, daß du prassest, sondern daß du ihn getreu verwaltest zu deinem und deiner Mitmenschen Heil? Wie kann ich dem Mächtigen und Klugen zumuthen, daß er andere nicht ausbeute, wenn ich ihn nicht an die göttliche Gerechtigkeit erinnern kann? Man täusche sich doch darin nicht, mit dem Glauben an einen gerechten und richtenden Gott, mit dem Glauben an eine persönliche Fortdauer der Seele nach dem Tode, mit dem Glauben an eine ewige Vergeltung, mit dem Glauben an eine weitere als nur vorübergehende irdische Bestimmung fällt auch der Begriff von Gut und Bös; Gut ist dann, was mir Vortheil bringt, Bös, was mich schädigt, an die Stelle ewigen Rechtes tritt die Gewalt, und berechtigt bin ich, soweit mein Arm und Verstand reicht. Das sind logische Consequenzen, und verlasset euch darauf, die Weltgeschichte arbeitet sehr logisch.

In dem Seitherigen haben wir einen kurzen Blick auf die Culturzustände unchristlicher Völker geworfen, und dabei namentlich diejenigen Punkte berührt, welche dem betreffenden Volke eigenartig waren. Die ganze außerchristliche Welt hat aber auch einige Charakterzüge, die gemeinsam sind, und diese Charakterzüge müssen uns von viel höherer Wichtigkeit sein, weil gerade um diese der Kampf des Christenthums sich gedreht haben muß, wenn unsere Cultur eine wirklich christliche ist. Denn diese gemeinsamen Züge müssen die Grundlagen der Cultur der außerchristlichen Völker gewesen sein, auf denen sich dann jedes Volk nach seiner Eigenart entwickelte und folgerichtig mußte denn auch das Christenthum gerade seine Principien an die Stelle dieser Grundlagen gesetzt haben, auf denen sich dann die heutigen Culturvölker, wiederum jedes nach seiner Art weiter entwickelten.

Und solcher gemeinsamen Charakterzüge finden wir hauptsächlich drei, die bei allen außerchristlichen Nationen sofort ins Auge springen; Die Mißachtung der Arbeit, die Sklaverei, die Unterdrückung des Weibes. Und in der That finden wir, daß das Christenthum gerade in diesen drei Punkten eine vollständige Revolution der Ansichten hervorgebracht, und wenn wir unsere heutigen Culturzustände betrachten, so finden wir, daß gerade die Achtung der Arbeit, die Achtung der persönlichen Freiheit und die Achtung des Weibes die Grundlagen sind, auf welchen unsere sociale, unsere politische und unsere sittliche Cultur beruht. Das denken wir im Folgenden zu beweisen.

Was zuerst die Arbeit anlangt, so bestreitet heute nicht nur niemand mehr, daß alles, was wir haben und besitzen, ein Erzeugniß menschlichen Fleißes, menschlicher Arbeit sei, sondern wir sind auch Alle darüber einig, daß dem fleißigen Arbeiter der gebührende Lohn, die gebührende Anerkennung zu

Theil werde. Wir verachten denjenigen, der ohne Lebensberuf seine Zeit vertändelt, ja wir mißtrauen ihm, weil sich die Ansicht im Volke festgesetzt hat, daß Müßiggang aller Laster Anfang sei, und auf wirkliche Achtung kann nur derjenige Anspruch erheben, der seinem Leben einen ersprießlichen Zweck gegeben hat. Wird irgendwo die Arbeit gestört, so finden wir gleich, daß unsere sociale Cultur krankt, der Wohlstand ganzer Gegenden sinkt, und am Ende muß die Gesellschaft, der Staat, eingreifen, um das gestörte sociale Gleichgewicht wieder herzustellen.

Auf der Arbeit ruht der Wohlstand. Es ist die Arbeit, die der Erde ihre Früchte entringt, die Arbeit, welche Schiffe baut und das Weltmeer befährt, die Arbeit, welche Eisenbahnen schafft, uns mit Wohnung und Kleidung versorgt, die Arbeit, der wir die Befriedigung aller unserer Bedürfnisse verdanken. So sind denn auch heute 99 Procent der cultivirten Menschheit Arbeiter geworden, und mühen sich redlich ab, der Eine in diesem Fache, der Andere in jenem, und jeder ist stolz auf seine Arbeit und keiner achtet den andern darum geringer, weil derselbe arbeitet.

Aber das alles, so denkt man heute, sind ja so selbstverständliche Dinge, daß dieselben gar keiner Erwähnung verdienen, und man meint, das müßte immer so gewesen sein. Da wäre man aber in einem großen Irrthume befangen. Das ist nur so, soweit das Christenthum reicht, darüber hinaus, zeitlich und räumlich ist es anders. Das ganze Alterthum verachtete die Arbeit. Ueberall, wo Kastenwesen bestand, also namentlich in Aegypten und Indien, bildete der Handwerker- und Arbeiterstand die niederste, die verachtetste Kaste, und schon die Kaufleute würden es als eine tödtliche Beleidigung angesehen haben, wenn man von ihnen hätte behaupten wollen, daß sie arbeiteten. Dem Spartaner war der Müßiggang

durch ein Gesetz geboten, und allenthalben wurde die Last und die Mühseligkeit der Arbeit den Frauen und Sklaven aufgebürdet, ja man unternahm Raubzüge und selbst langwierige Kriege, um nur Sklaven zu bekommen, denen man die Arbeit aufbürden konnte, die der freie Mann als eine Schande empfand.

Alles dies änderte sich mit der Einführung des Christenthums, das seine Anschauungen an die Stelle der Anschauungen der heidnischen Welt setzte. Welches sind nun die christlichen Anschauungen der Arbeit. Die Arbeit in ihrer Mühseligkeit, sagt das Christenthum, ist eine Folge und eine Strafe der Sünde. Im Schweiße deines Angesichtes sollst du dein Brod verdienen, sagt Gott zu dem gefallenen Menschenpaare. Und wie Gott die Arbeit als eine Strafe gesetzt, so empfanden sie auch die Menschen als eine Strafe, als eine Schande, und so suchten sie sich auch derselben, so weit es in ihren Kräften stand, zu entziehen, und was unbedingt gearbeitet werden mußte, auf die Schultern anderer, die sie ihrer Gewalt unterworfen, abzuwälzen. Aber wie Gott schon im Paradiese versprochen hatte, Einen zu senden, der die Menschen von der Sünde erlösen sollte, so sandte er ihnen damit zugleich auch Einen, der sie von der Schande und Strafe der Sünde erlöste. So wurde denn der Heiland der Welt in einer der niedersten Arbeitsstätten, in einem Stalle geboren, sein Nährvater war ein schlichter Arbeiter, und die Jugendgeschichte Jesu Christi, von der wir so außerordentlich wenig wissen, erzählt uns doch die Thatsache, daß er seinem Nährvater bei der Arbeit half. Und wenn so der ewige lebendige Gott, der allmächtige Schöpfer Himmels und der Erde, sich gewürdigt hat, als Arbeiter unter uns zu leben, da ist die Arbeit keine Schande und keine Strafe mehr, sondern eine Ehre und ein Beruf. Von diesem Augenblicke an war die

Menschheit nicht mehr zur Schande und Last der Arbeit verurtheilt, sondern zur Ehre der Arbeit berufen. Und darum schickten die Boten des Evangeliums, die ebenfalls zum größten Theile dem Arbeiterstande entnommen waren, den Ruf in die Welt: Bete und arbeite! Und so stellten sie die vom richtigen Geist geleitete Arbeit dem Gebete gleich.

Und vor Allem ging die Kirche selbst mit einem guten Beispiele darin voran. Wenn ihre Glaubensboten in ein wildes Land kamen, so predigten sie dem Volke das Evangelium, und dann ergriffen sie Aexte, und rodeten den Wald aus, bauten eine Kapelle oder ein Kirchlein und eine Wohnung für sich, sie bearbeiteten das Land und dann predigten sie wieder das Wort Gottes und so sänftiglen sie durch ihr Wort und ihr Beispiel die wilden Stämme. So hält es die katholische Kirche noch bis heute und ihre Diener und Orden widmen sich die einen der Seelsorge, die andern der Wissenschaft, wieder andere unterweisen die Jugend oder pflegen Kranke und Preßhafte, andere bauen das Land und pflegen Künste und Gewerbe, alle aber, selbst die betrachtenden Orden, beten und arbeiten, zu ihrem Heil und zum Heil ihrer Mitmenschen, und ein fauler Priester ist der Kirche ein Gräuel!

Man würde aber sehr irren, wenn man glauben wollte, es sei der Kirche leicht geworden, die Ansichten über die Schande der Arbeit zu rectificiren. Es kostete Jahrhunderte, ehe sie den wilden Kriegerstolz der Franken und Kelten beugte; das ganze Mittelalter hindurch währte der Kampf, und in den Städten thaten sich die Handwerker und Arbeiter zusammen in großen Corporationen, um die Rechte und die Ehre ihres Standes zu schützen. Und viel schwerer noch war der Kampf auf dem flachen Lande, wo die Kleinbauern rund und nett die Sklaven der Großgrundbesitzer waren. Wir werden die hieherbezügliche Thätigkeit der Kirche weiter unten bei der Sklaverei

besprechen. In seinen letzten Zuckungen um die Ehre und Würde des Arbeiters und der Arbeit, ist heute noch nicht der Kampf beendet. Ja, wenn nicht alle Zeichen trügen, scheint er gerade in unseren Tagen sich wieder neu zu entflammen, und als entschiedenster Gegner tritt diesem Ringen der Kirche vielfach der Liberalismus entgegen, der sich da den Träger der modernen Cultur nennt. Wir kommen am Schlusse dieses Capitels nochmals darauf zurück. Soviel aber steht jetzt schon sicher: wenn wir sehen, wie die Arbeit und der Arbeiter in außerchristlichen Staaten verachtet wird, wenn wir sehen, wie in allen christlichen Staaten Arbeiter und Arbeit sich emporgeschwungen und zur Anerkennung gebracht hat, und wenn wir damit zusammenhalten, zu welchen Principien sich das Christenthum in dieser Frage bekennt, so dürfen wir daraus schließen, daß es gerade das Christenthum war, welches diese Umwandlung der Geister hervorgebracht hat, und daß demnach die Grundlage unserer socialen Cultur im Christenthum und ausschließlich dorten gesucht werden muß.

Viel deutlicher noch läßt sich an der Sklaverei die Einwirkung der Kirche verfolgen, da diese ein mehr in das Auge fallendes äußeres Factum war: Die Idee, die der Sklaverei zu Grunde lag, bestand bekanntlich darin, daß der Sklave seine Menschenwürde verloren hatte, daß er daher nichts anderes mehr war, als eine lebendige Sache, ein Thier, das man kaufen und verkaufen konnte, das aller menschlichen Rechte baar war. Diese barbarische Institution bestand bei allen außerchristlichen Völkern, und es ist bis jetzt noch nicht ein einziges solches Volk aufgefunden worden, das diese saubere Einrichtung nicht cultivirt hätte. Nun kam das Christenthum und befreite die Menschheit durch die Erlösungsthat am Kreuze vor allem von der Knechtschaft der Sünde; es gab der Menschheit die sittliche Freiheit wieder, der unbedingt mit Natur=

nothwendigkeit über kurz oder lang die äußere Freiheit, die bürgerliche und politische folgen mußte. Brachte es ja doch der Menschheit wiederum ihre Bestimmung, ihr Verhältniß zu Gott und den Nebenmenschen zur Erkenntniß. Das Evangelium richtete sich demnach an die Freien wie an die Sklaven, es lehrte, daß der gewaltige unumschränkte Gebieter über Millionen, wie der arme rechtlose Sklave gleichen Antheil an dem heiligen Blute Christi habe, daß beide denselben erhabenen Beruf haben, Kinder des nämlichen allgütigen Gottes zu sein, daß sie vor Gott sind, wie Brüder.

Deutlicher läßt sich doch wohl der Sklaverei der Krieg nicht erklären. Cäsar Augustus, der sich selbst göttliche Ehren erweisen ließ, soll vor Gott nicht mehr sein, als sein geringster Sklave! Ja, das widersprach ja allen menschlichen Vorstellungen, und unter den Gründen, die man vorbrachte, um die Christenverfolgungen zu rechtfertigen, war das keiner der geringsten, daß man sagte, diese Lehre reizte die Sklaven zum Aufstande gegen ihren Herrn. Mutatis mutandis ist dies beiläufig bemerkt, ein Vorwurf, den der loyale Liberalismus mit großer Vorliebe heute noch erhebt. So wenig dieser Vorwurf heute begründet ist, so wenig war er es damals. Allerdings hatte die frohe Botschaft in den Herzen vieler Sklaven willige Aufnahme gefunden, und die ersten Christengemeinden mochten viele Sklaven zählen, die sich ja nur unter Christen als Menschen betrachten durften. Aber doch hob das Christenthum die Sklaverei nicht in gewaltsamer Weise auf. Erstens hatte es dazu nicht die äußere Macht, und zweitens liegen Gewaltmaßregeln überhaupt nicht in der Natur des Christenthums. Es faßt die Schäden der Menschheit an der Wurzel an, und heilt dieselben von innen heraus. So lesen wir schon in der Heiligen Schrift, daß der heilige Paulus mit einem gewissen Onesimus, einem entflohenen Sklaven, in Rom zusammen=

getroffen und denselben dort in die christliche Gemeinschaft aufgenommen hatte. Diesen Sklaven schickte er seinem Herrn, den er persönlich kannte, zurück und gab ihm ein Empfehlungsschreiben mit, worin er den Herrn ersuchte, dem Sklaven seine Flucht zu verzeihen, und ihn wieder aufzunehmen, nicht mehr als Knecht, sondern als einen vielgeliebten Bruder [1]). Diesem Schreiben, das im Ganzen nur wenige Zeilen enthält, legte die Kirche eine solche Wichtigkeit bei, daß sie erachtete, es sei unter dem besonderen Einflusse Gottes entstanden, und es deßhalb den Schriften des neuen Testamentes anreihte. So suchten schon die Apostel, das grausame Verhältniß der Sklaverei zu mildern, indem sie die Herren zur Milde, die Sklaven zu freudigem Gehorsam zu bewegen suchten. Außerdem verdankten Millionen Sklaven dem Uebertritte ihrer Herrn zum Christenthum die Freilassung.

Als das Christenthum sich im Laufe der Zeit weiter ausbreitete und namentlich mit den germanischen Völkerschaften in Berührung kam, fand es allenthalben unterjochte Ureinwohner als Sklaven der siegreich eingedrungenen germanischen Völkerstämme. Unsere germanischen Altvorderen waren nämlich wenig bescheiden nach einem siegreich geführten Kriege. Das zeigt uns schon das erste Auftreten der Cimbern und Teutonen. Diese forderten, als sie an der römischen Grenze erschienen, für ihrer zweimalhunderttausend Mann nebst Weibern, Kindern und Heerden Wohn- und Weideplätze, d. h. die Austreibung von etwa einer Million Menschen aus ihrem Hab und Gut, damit sie sich hineinsetzen könnten. Eine ähnliche Maxime finden wir auch später beobachtet. Sie nahmen das ganze besiegte Land und theilten Aecker, Häuser und Leute

1) Brief an Philemon.

unter sich, und die Leute mußten als Sklaven ihre vordem eigenen Aecker für ihre Herren bebauen.

Allerdings hatte sich neben diesen Sklavenbauern auch noch ein freier Bauernstand erhalten; aber derselbe war sowohl der Zahl als dem Besitz nach so unbedeutend, daß er fast gänzlich verschwand, und wir dürfen annehmen, daß unser Bauernstand der ungeheuern Mehrzahl nach sich aus den Sklavenbauern entwickelte.

Das Loos dieser Unglücklichen nun milderte die Kirche durch die besänftigende Gewalt ihrer Rede, und allmählich entwickelte sich die Sklaverei zur Leibeigenschaft. Der Leibeigene war wenigstens ein Mensch, als solcher ein Rechtssubject und stand unter dem Schutze des Gesetzes, wenn auch immer noch die Dienstbarkeit, die auf ihm lastete, schwer genug drückte. Diese Lasten zu erleichtern, war das durch Jahrhunderte hindurch fortgesetzte Streben der Kirche. Nicht nur, daß sie in der milden Behandlung ihrer eigenen Leibeigenen mit gutem Beispiele voranging, daß dieselben stets bei ihr Schutz und in Zeiten der Noth die ausgiebigste Unterstützung fanden, so setzte sie es mit ihrem Ansehen auch schon sehr frühe durch, daß jeder Leibeigene, der in den Dienst der Kirche trat, dadurch ipso jure frei wurde. Mit den Sitten — und es war stets die Kirche, die darauf hinwirkte — milderte sich auch die Leibeigenschaft, und die Dienstbarkeit wurde allmählich von dem Menschen auf das von ihm besessene Grundstück übertragen, sie erscheint nunmehr als Zehnte, Frohnde, Erbzins, Rente oder Gülte. Auch diese wurden zuletzt ablösbar erklärt und die christlichen Staaten wetteiferten unter einander, dem Bauern bei Ablösung unter die Arme zu greifen. So entwickelte sich unser heutiger auf seinen freien Grundbesitz so stolze, thätige und intelligente Bauernstand aus so erbärmlichen Anfängen, und wenn wir fragen, wie das kam, so

wird eine gerechte Beurtheilung nicht umhin können, zuzugestehen, daß es der durch die Kirche gepredigte und gepflegte Geist christlicher Nächstenliebe war, dem dies schöne Resultat zu danken ist.

Aber nicht blos indirect, auch direct trat die katholische Kirche für die Freiheit ein. Das ganze Mittelalter hindurch bis ans Ende des letzten Jahrhunderts waren die Barbaresken-staaten der Schrecken des Mittelmeeres und eine Unzahl Christen schmachteten in Nordafrika in Sklaverei. Da waren es die Päpste, welche durch ganz Europa Sammlungen organisirten zum Loskauf der Christensklaven. Sie erklärten solche Gaben für ein Gott ganz besonders wohlgefälliges Werk und knüpften den reichsten Segen der Kirche an das kleinste Geschenk. Katholische Orden unternahmen die lebensgefährliche Aufgabe, den Loskauf zu vermitteln, und in die Hunderttausende läuft die Zahl Derer, die auf diese Weise ihre Freiheit wieder erlangten und ihrer Heimath und ihrer Familie wieder geschenkt wurden.

Allerdings wird man mir einwenden, daß ja die Sklaverei in dem christlichen Amerika bis in die letzte Zeit bestand, wo man erst im Bürgerkriege dem Abscheu der civilisirten Welt dadurch Rechnung trug, daß man die Sklaverei aufhob. Dieser Einwand ist indessen mehr verblüffend, als beweisend, und wenn er beweist, so beweist er nichts gegen die Bestrebungen der Kirche, sondern für die Zähigkeit des Widerstandes, der hier allerdings durch locale Verhältnisse sehr begünstigt wurde. Wenn aber die Sklaverei auch dort endlich dem Abscheu der civilisirten Welt wich, so möchten wir fragen, woher denn eigentlich dieser Abscheu kam, und warum wir in keinem außerchristlichen Staate, mag er auch sonst noch so civilisirt gewesen sein, diesem Abscheu begegnen? Und die Antwort wird eben wiederum zur christlichen Kirche zurückführen.

Daß aber unsere ganze politische Cultur auf der Anerkennung der persönlichen Freiheit beruht, darüber ist alle Welt einig. Jedes Recht, das wir besitzen, ist die Anerkennung einer Seite der Freiheit, und in jedem neuen Rechte, das wir erringen, macht sich eine neue Seite der Freiheit kund. Ja alle unsere Rechte sind nur paragraphirte Freiheiten. Man nehme die Freiheit, und alle Rechte werden schwinden.

Sehen wir nun, wie das Christenthum die Menschheit erst sittlich befreit, wie es dann einen Jahrtausende langen Kampf gegen die freiheitliche Entwürdigung des größten Theiles der Menschheit gekämpft, wie in allen Staaten, in welchen das Christenthum durchdrang, auch die Anerkennung der Menschenwürde und Menschenfreiheit sich Bahn brach, während in allen außerchristlichen Staaten auch nicht einmal der leiseste Versuch dazu gemacht wurde, so wird man auch hier sich der Ueberzeugung nicht entschlagen können, daß wir unsere persönliche Freiheit, die Grundlage unserer politischen Cultur, dem Christenthume verdanken.

Wir kommen nun an den dritten Punkt, die Grundlage unserer sittlichen Cultur, die Achtung des Weibes. Ich weiß nicht, soll ich erst beweisen, daß dem so ist. Fühlt es ja doch Freund und Feind, daß die Heiligkeit der Ehe und der Familie es ist, auf der unser ganzes sittliches Gebäude ruht, und daß diese wiederum gegründet ist auf die Achtung vor dem Weibe. Denn das Weib ist der Mittelpunkt der Familie, der Mann muß ins feindliche Leben und stets kehrt er zurück, um neue Kräfte zum Ringen und Kämpfen sich im Schooße seiner Familie zu suchen. Von der herrlichen Aufgabe und dem Wirken des Weibes singen unsere größten Dichter, und Schiller sagt in seiner Glocke:

Und drinnen waltet
Die züchtige Hausfrau,
Die Mutter der Kinder

Und herrschet weise
Im häuslichen Kreise.

Und wenn die Mutter gestorben ist, sagt er:

Ach, des Hauses zarte Bande
Sind gelöst auf immerdar,
Denn sie wohnt im Schattenlande,
Die des Hauses Mutter war;
Denn es fehlt ihr treues Walten,
Ihre Sorge wacht nicht mehr,
An verwaister Stätte schalten,
Wird die Fremde liebeleer.

Ich denke, man erläßt mir den Beweis einer im Wesentlichen unbestrittenen Thatsache, und ich kann daher gleich übergehen zur Stellung des Weibes in außerchristlichen Staaten. Da berichtet uns vor Allen Tacitus von den Deutschen, daß sie das Weib hochhalten. Und wenn wir erwägen, daß Tacitus in seiner Germania vor allem den Zweck verfolgte, seinen tief versunkenen römischen Mitbürgern ein Bild eines kräftigen und freiheitsliebenden Naturvolkes zu geben, damit diese ein Muster daran nehmen, so dürfen wir wohl annehmen, daß das entworfene Bild vielfach schmeichelte. Aber selbst in dieser Annahme spielte das Weib bei unseren Altvordern eine höchst jämmerliche Rolle, und unsere Thusnelden pflegen sich viel zu ätherische Vorstellungen über ihre altgermanischen Namensschwestern zu machen. Die ganze Last der Arbeit theilten sie mit den Sklaven, sie bestellten das Feld, schafften im Stall, sorgten neben dem Hauswesen auch für die Herbeischaffung der Kleider, kurzum, sie hatten alles zu thun, während der Herr Gemahl seine Zeit in folgende vier edle Beschäftigungen theilte:

Jagen und Raufen,
Würfeln und Saufen!

Das sagt Tacitus, meine verehrten Thusnelden, der ein sehr geschmeicheltes Bild von unseren Altvordern entwarf. Nicht einmal seine Waffen hielt der Germane im Stand, nicht ein=

mal sein Schlachtroß besorgte er, selbst das mußte die Frau thun. Wollte man darauf erwidern, daß ja doch die Arbeit nicht schände, so möchte das unter den heutigen Verhältnissen zutreffen; wenn man aber zu einer Zeit, wo die Arbeit allerdings als etwas Verächtliches galt, dem Weibe alle Arbeiten aufbürdet, so wird eben dadurch seine Stellung als eine verächtliche bezeichnet. Und doch hatte Tacitus Recht, wenn er die Hochhaltung der germanischen Frauen den Römern anpreißt; denn die Germanen kannten doch nicht das Concubinat als gesetzlich bis ins Detail geregeltes Institut. Ihre Ehen waren doch immer Ehen, aber im römischen Reiche gab es außer der Ehe und neben derselben ein gesetzlich organisirtes Zusammenwohnen, und man achtete das Weib so gering, daß man gegen die entwürdigende Rolle, die ihm dabei zufiel, von sittlichem Standpunkte nichts einzuwenden hatte.

Unter den außerchristlichen Religionen steht der Islam dem Christenthum unbedingt am nächsten [1]). Welches dort die Stellung des Weibes ist, dürfte so allgemein bekannt sein, daß wir darüber hinausgehen können. Weniger bekannt ist es wohl, und darf daher angeführt werden, daß es unter den Bekennern des Islam eine bis auf den heutigen Tag unentschiedene Streitfrage ist, ob das Weib überhaupt eine unsterbliche Seele habe. Auffallend ist es jedenfalls, daß das Paradies Mahomed's nur für Männer eingerichtet ist.

Sehen wir nun, welche Stellung das Christenthum dem Weibe anweist. In der Schöpfungsgeschichte lesen wir,

---

1) Das Judenthum läßt sich hierher nicht beziehen. Denn der alte Bund war ja gerade die Vorbereitung, die Vorstufe des neuen Bundes, des Christenthums. Er enthält daher in Glaube und Sitte nichts, was dem Christenthum widerspricht. Indessen darf hier gerade darauf hingewiesen werden, daß schon bei den Juden das Familienleben auf einer so hohen Stufe stand.

daß Eva dem Adam entstammte. Und als Adam sie sah, sagte er: das ist Bein von meinem Bein, Fleisch von meinem Fleisch, und er nannte sie Männin. In schöneren Worten kann wohl nicht gesagt werden, daß das Weib die freie gleichberechtigte Genossin des Mannes sein solle. Und dies war sie, bis sie den Mann zur Sünde verführte. Nachdem dies geschehen, sprach Gott zum Weibe: „Unter der Gewalt des Mannes sollst du sein, und er wird über dich herrschen." Und das Urtheil Gottes erfüllte sich in einem schrecklichen Maße. Lasten auf Lasten häufte der starke Mann auf das schwache Weib, und nicht einmal die Treue hielt er ihr, die er selber unverbrüchlich begehrte. Denn auch darin stimmen die Sitten und Bräuche aller unchristlichen Staaten überein, daß sie die Untreue des Weibes mit den härtesten Strafen, häufig mit dem Tode belegten, während die Untreue des Mannes nirgend geahndet wurde, ja nicht einmal einen Flecken auf seine Ehre warf.

Auch darin hat das Christenthum wiederum die alte Basis hergestellt, und das Weib aufs Neue zu seiner verlorenen Würde erhoben. Die Verehrung, die der göttliche Heiland selbst seiner Mutter widmete, — legte ihm ja doch die Sorge um sie eines seiner letzten Worte am Kreuz in den sterbenden Mund — übertrug sich von ihm auf die ersten Christen, und wurde von diesen auf das Geschlecht übertragen. Wir wissen, es ist ein Weib, das zunächst am Throne Gottes steht, hoch über allen Chören der Engel und seligen Geister, ein Weib, das unsere unablässige Fürbitterin ist im Leben und im Tode, und so oft wir das Gebet des Herrn beten, richten wir auch unsere Bitte an dieses Weib, daß es uns in allen Nöthen beistehen möge. Nein, dieses Weib steht dem gläubigen Katholiken zu hoch, als daß ihm noch möglich sein könnte, das Geschlecht zu mißachten.

Und so ist denn auch das Weib wiederum die Genossin des Mannes geworden, und sie haben sich in die Mühen und Lasten des Lebens getheilt, wie es der Natur eines jeden am zuträglichsten und passendsten war. Der Mann, als der stärkere, hat die stärkste Last auf sich genommen, müht sich und schafft um das tägliche Brod und sorgt, daß die Seinen nicht nothleiden. Und das Weib bereitet ihm ein trauliches Heim, wo er ausruhen kann von den Stürmen des Lebens, ermuntert und stählt ihn zu neuen Kämpfen, und beide vereint übernehmen die schwerste und schönste Sorge, die Erziehung ihrer Kinder zu Männern und Frauen, daran Gott und die Menschen ihr Wohlgefallen haben.

Das ist die Lehre des Christenthums über die gegenseitige Stellung der Geschlechter, und damit sie dieselbe in jenem christlichen Geiste ausfüllen, hat Gott die Ehe zu einem Sacramente erhoben, und Denjenigen, die gewillt sind, in unauflöslicher Verbindung zusammen durchs Leben zu gehen, bis der Tod sie scheidet, seinen Segen und seine Gnaden verheißen, und die Verheißungen Gottes täuschen nicht. Darum gewähren uns christliche Ehen ein ganz anderes Bild als die Ehen aller übrigen Völker alter und neuer Zeit.

Wenn daher heute das Weib in der civilisirten Welt die Achtung genießt, die seiner Würde entspricht, so sehen wir, daß auch hier eine christliche Anschauung derselben zu Grunde liegt.

Und wenn sich der Liberalismus rühmt, er sei der Träger unserer Cultur, so sind wir berechtigt, ihm zuzurufen: Das ist dreimal gelogen, unsere Cultur ist christlich.

Ja, im Gegentheile, wenn es wahr ist, daß unsere Cultur christlich ist, so muß er ein Feind derselben sein.

Und das ist er auch!

Wo er zur Macht kam, hat er den gesegneten Boden

des Handwerks in Trümmer geschlagen, und mit Hilfe des Capitals Großindustrien eingerichtet, die dem Arbeiter wiederum seine Menschenwürde zu rauben suchen.

Er bekämpft die persönliche Freiheit, indem er seine Hörigen als Stimmvieh zu den Wahlurnen treibt; er bekämpft namentlich die Freiheit der Kirche, in der er seinen entschiedensten und klarsten Gegner erkennt, er bekämpft sie, indem er selbst die abolirten Gesetze des Polizeistaates gegen sie zur Hand nimmt, und schämt sich nicht einmal politischer Denunciation. Nur denen gewährt er Freiheit, denen er den Daumen so aufs Auge gedrückt, daß sie überhaupt nur noch mit seiner Gnade leben.

Er bekämpft endlich die christliche Ehe nicht blos dadurch, daß er die sogenannte Civilehe vorläufig daneben stellt, und die Gesetze des von ihm beherrschten Staates ein Verhältniß sanctioniren läßt, das den göttlichen Gesetzen widerspricht, sondern auch dadurch, daß er den Wirkungskreis der Frau verrückt, daß er ihr die Last, die das Christenthum von ihr genommen, wieder aufbürdet, und ihr statt an dem gemeinsamen Herde ihren Platz an seinen Fabriken anweist.

Gott bewahre uns vor dieser allermodernsten Cultur sammt ihrem Träger!

Toleranz!

Das ist auch eines von den Worten, welche der Liberalismus beständig im Munde führt. Und stets geht seine Toleranz mit seiner Aufklärung Hand in Hand. Da ist ein katholischer Geistlicher, der schon die Kinderseelen dadurch mit dem Religionshader vergiften will, daß er statt der Communalschulen, Confessionsschulen erstrebt, ja er predigt darüber, und wie ein dumpfes Gerücht besagt, — denn Erfahrungen in dem Punkte zu machen, haben ja unsere Liberalen keine Gelegenheit, — wirkt er sogar im Beichtstuhle dahin. Welche Intoleranz! Ein anderer weigert sich bei einem Begräbniß zu fungiren, weil der Verstorbene seinen religiösen Pflichten nicht nachkam; es war eben ein aufgeklärter Mann. Welche Intoleranz! Wieder ein anderer predigt, daß die katholische Kirche die allein wahre sei, und verletzt damit die Gefühle aller anders und namentlich klarer Denkenden; welche Intoleranz! u. s. w., u. s. w., wem nach mehr Beispielen lüstet, nehme nur irgend eine liberale Zeitung zur Hand, und er wird in jedem Monat deren ein halbes Hundert finden; und was das Eigenthümlichste dabei ist, unter hundert Fällen handelt es sich neun und neunzigmal um die katholische Kirche, und so ist es denn kein Wunder, wenn sich allgemach im liberalen Gemüthe die Meinung festsetzt, wir seien die intolerantesten Menschen von der Welt, und da der Liberalismus das gerade

Gegentheil des Katholicismus ist, so müßten sie, die Liberalen, die toleranteſten Leute sein.

Was ist nun eigentlich Toleranz? Toleranz heißt zu deutsch Duldung und kann sich demnach nur auf Dinge und Anschauungen beziehen, denen der Tolerirende eine innere Berechtigung zu existiren nicht zuerkennt. Denn erkennt Jemand die innere Berechtigung einer Thatsache oder einer Anschauung an, so hört's mit der Duldung auf, und er muß sich derselben, er mag wollen oder nicht, unterwerfen. Es handelt sich also bei der Toleranz stets um Anschauungen, deren Wahrheit man nicht anzuerkennen vermag.

Worin hat denn nun eigentlich die Toleranz ihren vernünftigen Grund? Dieser liegt darin, daß nicht alle Menschen dieselben Ansichten haben, aber jeder berechtigt ist, sein Leben seinen Ansichten gemäß einzurichten, soweit er damit gegen bestehende wohlgegründete Rechte nicht verstößt. Diesem Recht entspricht auf der anderen Seite die Pflicht, daß man sich jeder Störung enthalte, und die Beobachtung dieser Pflicht nennt man Toleranz. Daraus folgt nun, daß ich aus Gründen der Toleranz niemals etwas zu thuen, sondern stets nur zu unterlassen habe. Ich darf den Andern in der ruhigen und friedlichen Ausübung seines Glaubens nicht stören, aber ich brauche nichts zu thun, was diese Ausübung fördert; denn wer mir zumuthen wollte, Handlungen zu begehen, die gegen meine Ueberzeugung sind, der wäre ja gerade das Gegentheil von tolerant, denn er ließe ja mich nicht in meiner Ueberzeugung ungestört. Ich hoffe mich deutlich ausgedrückt zu haben. Deutlicher wird die Sache jedenfalls noch werden, wenn wir sie an einem concreten Falle betrachten. Nehmen wir den Fall, den uns der Liberalismus am häufigsten als Intoleranz vorwirft, die Verweigerung eines christlichen Begräbnisses solcher, die den Empfang der heiligen Sacramente

verweigerten. Ist das wirklich intolerant? O nein, intolerant ist vielmehr die Zumuthung an den katholischen Geistlichen bei solchen Begräbnissen zu fungiren. Denn die Vorschriften der katholischen Religion verbieten das, und die Zumuthung, daß ein katholischer Priester seine Funktionen nach Wunsch der Hinterbliebenen, oder nach den Anschauungen des Liberalismus, statt nach den Grundsätzen seiner Religion auszuüben oder zu unterlassen habe, ist gerade so intolerant, als wenn ich einer jüdischen Gemeinde zumuthen wollte, ein Kreuz auf den Zinnen ihrer Synagoge aufzupflanzen. Die weiß mir auch keinen anderen Grund dagegen anzugeben, als daß dies Zeichen ihren religiösen Anschauungen nicht entspräche, und so hoch andere Religionen dies Zeichen achteten, so müßten sie es sich doch verbitten. So intolerante Zumuthungen stellt aber der Liberalismus tagtäglich, betheuert dabei jedesmal die eigene Toleranz und jammert über die Intoleranz des Gegners.

Aber das christliche Begräbniß in einem solchen Falle wäre auch eine Intoleranz gegenüber dem Verstorbenen. Er hat sich von der katholischen Kirche abgewendet, er hat sich zu anderen Anschauungen bekannt, offenbar weil er dieselben für begründeter hielt, als den Glauben der katholischen Kirche, — ob er weise dabei gethan, darüber wird Gott richten, aber gethan hat er es einmal, — wie kann nun die katholische Kirche kommen, und mit seinem Leichnam Ceremonien vornehmen, von denen er sein Leben lang nichts hielt? Wie kann die katholische Kirche der Religionsgenossenschaft vorgreifen, der er in seiner Ueberzeugung angehörte, oder nahe stand? Die katholische Kirche hat ihre Thüren angelweit offen für Jeden, der kommt, sie weist keinen Mühseligen und Beladenen weg; wer aber absolut nichts mit ihr zu thun haben will, den behelligt sie auch nicht weiter, und zwar außer anderen Gründen, auch aus dem Grunde der Toleranz. Wir

haben hier gleich ein Beispiel, wie der Liberalismus die Toleranz im Munde führt und die Intoleranz übt. Wollte Gott, es wäre das Einzige, Angesichts dessen wir uns über die Intoleranz des Liberalismus zu beklagen hätten. Aber nein, das Motiv aller Handlung des Liberalismus in seinem Verhältnisse zur katholischen Kirche ist die Intoleranz. Nicht als ob wir eine Intoleranz darin erblickten, daß er die Lehren der katholischen Kirche bekämpft, das nehmen wir ihm gar nicht übel, und wir thun ganz dasselbe mit seinen Lehren; denn die Toleranz besteht nicht darin, daß man auf eine Begründung der eigenen Ansichten, und eine Bekämpfung der gegnerischen verzichtet, sondern darin, daß man dem Gegner nichts in den Weg legt nach seinen Ansichten zu leben. Wo haben nun die Katholiken solches gethan? Wo haben sie die Protestanten gehindert, sich eine Verfassung zu geben, die ihnen zusagt? Ob sich die Laien am Kirchenregimente betheiligen oder nicht, ob die Machtfülle in den Consistorien liegt oder in Synoden, ob das jüdische Ritual so oder so gehandhabt wird, ob die rationalistische oder die bibelgläubige Richtung von den Kanzeln Besitz ergreift: es ist uns das häufig gar nicht einerlei, aber uns hindernd einzumischen haben wir uns nicht erlaubt. Betrachten wir dagegen das Verfahren des Liberalismus? Läßt der uns auch nach unseren Ansichten leben? Gott bewahre! Wollen wir ein Kloster gründen, so läuft er auf die Polizei und sagt: Leidet's nicht! Haben wir uns Confessionsschulen gegründet, er nimmt das Vermögen und macht Communalschulen daraus; will ein Bischof zu seiner Diöcese sprechen, er blättert vormärzliche Polizeistrafgesetze durch und stürzt mit der Verordnung über das Placet in's Ministerium. Freilich läßt sich nicht leugnen, daß man sich dabei immer auf Gesetze beruft, das macht aber die Sache nicht besser, sondern schlimmer. Denn wenn es der Liberalismus

mit der Freiheit und der Toleranz ehrlich meinte, so würde er sich nicht auf solche Gesetze berufen, sondern dieselben abzuschaffen suchen. Aber gerade das Gegentheil, wo solche Gesetze nicht bestehen, macht er solche und beruft sich hernach darauf. Das jüngste Beispiel dieser Intoleranz hat der Protestantentag in Darmstadt geliefert, indem er beschloß, auf Vertreibung der Jesuiten hinzuarbeiten. Wir werden bei anderer Gelegenheit uns darüber näher auslassen; hier fragen wir nur, was den Protestantismus die Jesuiten angehen? Es ist ein katholischer Orden, und wenn er uns gefällt, so geht er die Herren Bluntschli und ihre Gesinnungsgenossen gar nichts an. Wahrlich, Herr Bluntschli, so tolerant wie Sie, ist man ja nicht einmal mehr in Schweden, nur noch in Rußland oder in China!

Aber die Toleranz des Liberalismus äußert sich nicht blos darin, daß er es uns in jeder ihm zugänglichen Weise erschwert, unser Leben nach unserem Glauben einzurichten, er greift sogar in das Feld unseres Glaubens hinüber, er will uns vorschreiben, was wir zu glauben haben, was nicht; der Liberalismus bekämpft nicht blos die Infallibilitätslehre, nein, er läuft zum Staate und raunt ihm zu: Dulde nicht die Publication dieser Lehre, verweigere das Placet: und das ist in Bayern wirklich geschehen! Er sagt zum Staate: Nimm denen, die daran glauben, das Kirchenvermögen und gib es denen, die nicht daran glauben. Wie die Juden zum Pilatus riefen: Wenn du diesen freigibst, bist du kein Freund des Kaisers; so lamentirt der Liberalismus vor allen Ministerhotels: „Wenn ihr diese Lehre freigebt, so seid ihr keine Freunde eures Fürsten.“ Ich werde mich hier nicht darauf einlassen, die Wahrheit oder Unwahrheit dieses Glaubenssatzes zu discutiren, das wird an anderem Orte geschehen; ich stelle aber die Behauptung auf, daß das keine Gründe sind und

daß eine Richtung, die sich Andersdenkenden gegenüber zu Drohungen und Gewaltthaten versteigt, nicht den Anspruch erheben kann, für tolerant gehalten zu werden.

Oh, sagt der Liberalismus, wir sind im höchsten Grade tolerant gegen die katholische Kirche; wir wollen nur von der extremen Richtung nichts wissen, die sich als Ultramontanismus in derselben geltend macht. O sancta tolerantia! Also den Katholicismus, der euch genehm ist, den wollt ihr toleriren, und die Richtung, die euch nicht genehm ist, die wollt ihr — nicht toleriren! Ja, das sind nur Namen, aber keine Sachen! Wollt ihr tolerant sein, so müßt ihr gerade das toleriren, was euch nicht gefällt; denn die Toleranz, die nur Dem zu Gute kommt, was einem gefällt, die findet sich auch bei den Hottentotten, und das sind bekanntlich nicht so aufgeklärte Leute, wie ihr euch zu sein rühmt.

Ja, sagen die Liberalen wieder, unsere Toleranz besteht gerade darin, daß wir die Intoleranz nicht aufkommen lassen, und so müssen wir, sehr zu unserem Leidwesen, ein scharfes Auge auf die Entwickelung der katholischen Kirche, namentlich eben, wo die ultramontane Strömung die herrschende wird oder ist, haben, und können dieselbe nicht so freigeben, wie wir es gerne möchten. Dazu kommt noch, daß der Katholicismus sehr zur Intoleranz neigt, wie dies die ganze Geschichte lehrt. Er hat nach der Eroberung Spaniens die Juden und Mauren verfolgt, er hat die Ketzer und Hexen verbrannt, den Hussitenkrieg und den dreißigjährigen Krieg veranlaßt, und als die Nachricht der Ermordung der Hugenotten nach Rom kam, hat sich selbst der Papst nicht entblödet ein Tedeum abzuhalten. Eine solche Religionsgenossenschaft kann unmöglich frei gelassen werden. Wir geben zu, daß das Verzeichniß ähnlich angestrichener Thatsachen noch unendlich vermehrt werden kann, und wollen in dieser Beziehung sogar noch die

Kette mit dem Namen Mortara ergänzen, damit sie bis in die neueste Zeit reicht.

Ich habe diese Beispiele nicht hier angeführt, um dieselben eins nach dem andern zu widerlegen; denn wenn ich dies auch thäte, würde man mit neuen Beispielen aufwarten können, und wir wären dann gerade so weit wie vorher. Nur auf die Maxime der Geschichtsfälschung will ich hier aufmerksam machen. Unsere Geschichtsschreibung ist bis auf die neueste Zeit eine antikatholische gewesen. Und was das bedeuten will, sagt uns Göthe in seinem Faust sehr schön:

„Mein Freund, die Zeiten der Vergangenheit
Sind uns ein Buch mit sieben Siegeln,
Was ihr den Geist der Zeiten heißt,
Das ist im Grund der Herren eigner Geist,
In dem die Zeiten sich bespiegeln."

Und es ist in der That der antikatholischen Geschichtsschreiber eigener intoleranter Geist, in dem sich die katholische Kirche gespiegelt hat. Und dieser intolerante Spiegel hat sie zwei Dinge mit einander verwechseln lassen: Staat und Kirche. Wenn in einem katholischen Staate etwas recht abscheuliches geschah, so wurde das auf Rechnung des Katholicismus gesetzt, geschah aber ganz dasselbe in einem protestantischen Staate, so steht das pünktlich auf Rechnung des Staates, wenn man überhaupt es der Mühe werth findet, Aufhebens davon zu machen.

Oder haben vielleicht nicht die Protestanten dasselbe gethan, was die protestantische Geschichtsschreibung den Katholiken vorwirft? Hat Calvin nicht auch in Genf Andersgläubige verbrannt? Und sind die Märtyrer von Gorkum von den holländischen Calvinisten nicht um ihres Glaubens willen hingerichtet worden? Hat das protestantische Deutschland weniger Hexen auf den Scheiterhaufen geliefert als das katholische?

Und war es nicht vielmehr gerade ein Jesuit, Friedrich von Spee, der zuerst die Hexenprozesse bekämpft hat? Ist der Schwede säuberlicher verfahren, als der Wallensteiner? Ist der Grundsatz cujus regio, ilius religio, das heißt: wem das Land gehört, bestimmt auch die Religion der Leute, die incarnirte Intoleranz, katholischen oder protestantischen Ursprungs? Und wenn die Pfalz in Folge davon fünfmal die Religion hat wechseln müssen, haben wir uns dafür bei den Katholiken oder bei den Protestanten zu bedanken? Bestand in Norwegen nicht ein Gesetz, wonach jeder, der zum Katholicismus übertrat, sein Bürgerrecht verlor und von Haus und Hof vertrieben wurde, und haben wir es nicht erlebt, daß dies Gesetz noch in unserer Zeit gehandhabt wurde? Seit wie lange ist denn der Eid abgeschafft, der die englischen Katholiken vom Parlamente ausschloß? Wie sind die Russen mit den katholischen Polen umgesprungen? Und damit wir auch hier die Kette bis auf diese Tage ergänzen: Wollen nicht die Protestanten die Austreibung der Jesuiten erstreben? Und hat nicht der altkatholische Professor Schulte den Vorschlag gemacht, den Katholiken einen neuen Testeid aufzuerlegen? Oh, auch dies Verzeichniß könnte ins Unendliche verlängert werden.

Ja, das beweist aber alles nichts!

Oh doch, es beweist etwas. Wenn nämlich in jenen Zeiten die Protestanten gerade so unduldsam gewesen sind, und die Nachklänge dieser Unduldsamkeit bis zu uns herabreichen, wie dieses von den Katholiken behauptet wird, so kann doch unmöglich der Katholicismus daran schuld gewesen sein. Das beweist's.

Und wenn man ohne Vorurtheil nachdenkt, so findet man auch, was an solchen Vorfällen die Schuld trug. Die Zeiten waren eben noch rauher, die Sitten nicht so gesänftigt wie heute. So strafte der Staat damals Dinge als Verbrechen,

die man heute nicht mehr zu strafen denkt, und er wandte Strafen an, vor denen man heute schaudert. Kennt ja doch die peinliche Halsgerichtsordnung Karls V. nicht weniger als neun verschiedene Todesarten, die noch unter sich verschiedene Schärfungsgrade hatten! Während man heute selbst im Kriege die Menschlichkeit nicht außer Acht läßt, folterte man damals oft Leute auf bloßen Verdacht hin und ließ sie wieder laufen, wenn sie die Folter überstanden hatten. Und wie die Sitten sanfter geworden, sehen wir, wie gerade in den freien Staaten Stück um Stück die Ueberbleibsel intoleranter Gesetze fallen. Und da meinen wir, es sollte sich der Liberalismus schämen, die Leiche des im Jahre 1848 glücklich begrabenen Polizeistaates mit seinem ganzen intoleranten Krimskrams gegen die katholische Kirche galvanisiren zu wollen.

Schämen? Der Liberalismus schämt sich nicht, er braucht sich nicht zu schämen; er besetzt den Lindenberg [1]) mit Gendarmerie und erfüllt dennoch die Welt mit dem Ruhme seiner Toleranz.

Ich habe damit mein Thema noch lange nicht erschöpft, und dennoch drängt der karg zugemessene Raum eines Capitels in einem kleinen Werkchen zu Ende zu kommen. Ich habe den Begriff der Toleranz festgestellt, wie er selbst liberaler Seits nicht bestritten, und mit diesem Maßstabe herausgemessen, daß es gerade der Liberalismus ist, der sich in jeder Beziehung uns gegenüber intolerant beweist. Wir hätten jetzt

1) Der Lindenberg ist eine Besitzung im Badischen, auf welcher mehrere Jungfrauen unter gemeinsamer Hausordnung lebten. Die badische Regierung erklärte diese Genossenschaft für ein Kloster, und da ein solches nach den Gesetzen nur nach eingeholter staatlicher Erlaubniß existiren darf, so vertrieb sie die Insassen mit Ausnahme der Eigenthümerinnen aus dem Besitzthum, und hielt solches eine Zeit lang durch Gendarmen bewacht, damit die Vertriebenen nicht zurückkehrten. Letztere fanden theilweise eine Zuflucht im Elsaß.

wenigstens an einigen Fällen nachzuweisen, wie man mit der Geschichte umgesprungen ist, um das vorher festgestellte Resultat der Intoleranz der katholischen Kirche zu erlangen. Wir wählen uns dazu die zwei schwerwiegendsten Vorwürfe, das Tedeum nach der Bartholomäusnacht, und den Mortarafall; wir sagen die schwersten Vorwürfe und zwar um deßwillen, weil in diesen beiden Fällen das Oberhaupt der Kirche selbst angegriffen wird. Als das Tedeum abgehalten wurde, wußte man in Rom noch keine Silbe von der Ermordung der Hugenotten; die französische Regierung hatte vielmehr wie an den andern Höfen, so auch in Rom melden lassen, der König sei einer großen Lebensgefahr glücklich entgangen, und deßhalb hatte der Papst einen Dankgottesdienst abhalten lassen; daß derselbe aus Anlaß der Ermordung der Hugenotten stattgefunden, ist eine tendenziöse Geschichtslüge. Was den Mortarafall anlangt, so zieht man da sonderbarer Weise stets den alten Mortara in Betracht, als ob es sich um diesen und nicht um den jungen gehandelt hätte. Der junge Mortara aber war kein Jude, sondern ein Christ, und es galt nicht, das Judenthum anzugreifen, sondern das Christenthum zu schützen; das verändert die Sache ganz gewaltig. Man sagt freilich, der junge Mortara sei gegen, oder mindestens ohne den Willen seines Vaters getauft. Das ist nicht nur richtig, sondern die Kirche verbietet auch bei namhafter Kirchenstrafe solche Taufe vorzunehmen. Wenn es aber doch geschehen ist, kann sie sich doch der Anerkennung der Thatsache nicht entziehen, und muß die Consequenzen tragen. Ich meinerseits wünschte nach menschlicher Klugheit, die Thatsache hätte sich nicht ereignet, aber ich beuge mich der göttlichen Vorsehung, von der ich weiß, daß sie um eine Menschenseele zu retten, Himmel und Erde in Bewegung setzt. Pflicht der Kirche war es, ihren jungen Angehörigen vor Gewaltigungen zu schützen,

und das hat sie gethan. Will Mortara jetzt, wo er herangewachsen, seinem Glauben abschwören und wieder Jude werden, so wird ihn kein Mensch daran hindern. Man wird es ihm nicht machen, wie es vor etwa zehn Jahren im Luxemburgischen einer Jüdin geschehen ist, die, als sie erwachsen war, zum Christenthum sich bekehrte. Als dieselbe vom Empfange der heiligen Communion zurückkehrte, haben deren Verwandte sie in ein Zimmer geschleppt, dessen Thüre sie verriegelten, sie haben sie an den Haaren herumgeschleift und mit Füßen getreten, sie haben ihr schließlich mit Gewalt ein Brechmittel eingeflößt, damit sie die heilige Hostie wieder von sich geben sollte. Und zu diesen scheußlichen Barbareien hat der so außerordentlich tolerante Liberalismus mäuschenstill geschwiegen.

Und der Liberalismus muß zu solchen Vorgängen stillschweigen. Und warum? Weil er Niemand vor den Kopf stoßen darf, weil er alle Gegner der katholischen Kirche braucht, um sie als Bundesgenossen im Kampfe gegen diese zu verwenden. Denn dieser Kampf nimmt riesige Dimensionen an; was er eigentlich bekämpft, ist nicht Katholicismus oder Protestantismus oder Judenthum, sondern das religiöse Leben überhaupt. Und wenn er heute all' sein Geschütz gegen die katholische Kirche aufführt, so liegt dies darin, weil in ihr das religiöse Leben am werkthätigsten pulsirt; darum hat er sich auch die superfeine Unterscheidung in aufgeklärte Katholiken und Ultramontane, oder wie die neueste Version heißt, in Alt- und Neukatholiken herausgeklügelt. Ultramontane sind diejenigen, die sich nach Rom, dem Mittelpunkte des Katholicismus, richten, die bei allem Thun und Lassen fragen: Was schreibt die katholische Kirche vor. Nun sollte man glauben, das wären doch gerade eigentlich Katholiken; da würde man aber im Irrthume sein. Katholiken nennt der Liberalismus diejenigen, die nichts nach den Vorschriften der katholischen Religion fragen.

Das sind seine Leute. Gegen die ist er auch tolerant, und solche Katholiken können demnach ihre Lebensweise ganz nach den Grundsätzen ihrer Religion einrichten, immer jedoch nur vorausgesetzt, daß sie sich um katholisches Leben nicht kümmern. Da wird natürlich die Sache anders. Denn da hört der Katholicismus auf und der Ultramontanismus beginnt.

Und warum bekämpft der Liberalismus das religiöse Leben? Weil er keinen Principien, sondern der Zeitströmung huldigt, die er im Interesse seiner Faiseurs auszubeuten sucht. So sehen wir denselben Liberalismus heute für Republik, morgen für Militarismus kämpfen, heute Grundrechte erstreben, morgen dieselben verwerfen, alles, wie es ihm gerade paßt oder nicht paßt. Einer solchen Richtung sind nun vorab religiöse Principien ein Greuel. Denn sie, deren Gegenstand das Ewige, Unvergängliche ist, lassen sich am wenigsten der täglich wechselnden Zeitströmung anpassen. Und unter allen Religionen ist ihr die verhaßteste die katholische, und dies zwar wegen der unerschütterlichen Felsenfestigkeit, mit der sie ihre Principien ohne alle Rücksicht auf etwaige Folgen festhält, wegen der verhältnißmäßig größten Zahl principientreuer Anhänger, und wegen der größeren Fülle religiösen Lebens, das in üppiger Kraft überall emporsprießt, wo ein katholischer Kirchthum gen Himmel ragt. Das will der Liberalismus nicht, er will indifferente Völker, die an Stelle der Pflicht das Interesse setzen. Denn wenn einmal das Interesse der ausschließliche Beweggrund menschlicher Handlungen ist, so werden die Menschen auch dem Interesse leichter dienstbar, und der Klügste beutet sie nach Belieben aus. Und diesen Indifferentismus nennt der Liberalismus Toleranz.

Er hat auch nicht verfehlt, seinen Indifferentismus sehr hoch anzupreißen. Als ein Musterstück solcher Schilderung führe ich hier Lessings Nathan der Weise an, der von katho-

lischem Standpunkte aus recht dringend eines Commentars bedürfte. Denn das Werk wird vielfach gelesen und erscheint, nachdem es lange Jahre geruht, wieder auf dem Repertoire unserer Bühnen. Er besticht außerordentlich durch die feine Zeichnung seiner Charaktere und die rethorische Gewandtheit, die aus jedem Satze spricht. Wir können hier natürlich diesen Commentar nicht liefern, aber einige Worte müssen wir wenigstens dem Culminationspunkt dieses philosophischen Drama's, oder dramatisirter Philosophie, wie man will, widmen. Es ist das die Fabel von den drei Ringen.

Sultan Saladin, beiläufig bemerkt, die treffendste Personification eines liberalen Philisters, die mir je unter die Augen gekommen, beabsichtigt, obschon sein Naturell sich dagegen sträubt, eine Handhabe zu gewinnen, mittelst deren er den reichen Juden Nathan um Geld zwicken kann. Zwicken: der Ausdruck ist zwar nicht ganz classisch, bezeichnet aber jedenfalls am kürzesten und klarsten die Situation. Zu diesem Behufe legt er, der Sultan, ihm, dem Juden, die Frage vor, welches die beste Religion sei: Judenthum, Christenthum oder Islam. Daß der Jude dem Muselmann das Christenthum als die beste Religion bezeichnen würde, war ja auf keinen Fall zu erwarten. Bezeichnet er das Judenthum, so hat er den Propheten gelästert, und muß deßhalb an Vermögen gestraft werden. Bezeichnet er aber den Islam, so ist das abermals ein Verbrechen, das an Leib und Vermögen gestraft werden muß; dann hätte sich Nathan ja schon längst zum Islam bekennen müssen.

Man sieht, die Situation ist unangenehm. Da fällt aber dem Nathan, der nicht blos reich, sondern auch sehr klug ist, die alte Wahrheit ein:

Nicht die Kinder blos speist man
– Mit Märchen ab, (3. Act. 6. Auftritt.) —

sondern auch liberale Philister, wie Saladin, und er erzählt demselben folgende Geschichte.

Ein Mann hatte einen Ring, der die geheime Kraft besaß vor Gott und Menschen angenehm zu machen. Diesen Ring überließ er dem Geliebtesten von seinen Söhnen, der auf Grund des Besitzes des Ringes Fürst des Hauses sein sollte. Und diese Verfügung sollte so von Generation zu Generation fortgehen. So kam der Ring auf einen Vater von drei Söhnen, der sie alle gleich liebte, und der jedem in einem Augenblicke überwallenden Gefühls den Ring versprach. Als es zum Sterben kam, wollte der Vater keinen seiner Söhne kränken und ließ noch zwei Ringe machen, die dem ersten so vollständig glichen, daß er selbst nicht mehr wußte, welches der wahre Ring sei. Dann rief er jeden seiner Söhne insbesondere, gab ihm seinen Segen und seinen Ring und starb. Nach dem Tode seines Vaters wollte jeder auf Grund seines Ringes Fürst des Hauses sein, die Sache kam vor den Richter, aber die Aechtheit jedes einzelnen Ringes war unerweislich,

fast so unerweislich, als
Uns jetzt der rechte Glaube.

Das ist denn selbst dem liberalen Sultan ein wenig zu stark, und er meint die Religionen ließen sich doch unterscheiden, bis auf die Kleidung', bis auf Speise und Trank; worauf dann Nathan entgegnet:

Und nur von Seiten ihrer Gründe nicht.
Denn gründen alle sich nicht auf Geschichte? —
Geschrieben oder überliefert! Und
Geschichte muß doch wohl allein auf Treu'
Und Glauben angenommen werden? — Nicht? —
Nun wessen Treu und Glauben zieht man denn
Am wenigstens in Zweifel? Doch der Seinen?
Doch deren Blut wir sind? Doch deren, die
Von Kindheit an uns Proben ihrer Liebe
Gegeben? Die uns nie getäuscht, als wo

Getäuscht zu werden uns heilsamer war? —
Wie kann ich meinen Vätern weniger,
Als du den deinen glauben? Oder umgekehrt,
Kann ich von dir verlangen, daß du deine
Vorfahren Lügen strafst, um meinen nicht
Zu widersprechen? Oder umgekehrt.
Das Nämliche gilt von den Christen. Nicht? —

Und Saladin, nun vollständig überzeugt, bricht in die Worte aus:

Bei dem Lebendigen! Der Mann hat Recht,
Ich muß verstummen.

Das liberale Publikum aber auf Parterre und Gallerie verstummt nicht. Es bricht in Beifall aus und bekundet dadurch, wie es sich gleich Saladin über die ernstesten Dinge mit einem Märchen abspeisen läßt, als dessen Consequenzen Lessing eine solche Reihe der plattesten Sophismen anführt. Es bekundet dadurch, welch' Straußenmagen es besitzt, um die sinnlosesten Phrasen zu verdauen, wenn sie ihm nur in liberalen Versen, gleichviel ob gereimt oder ungereimt, vorgesetzt werden.

Wir brauchen nur die Consequenzen weiter zu ziehen, so wird der Humbug sofort zu Tage treten.

Nathan spricht hier nur von den drei Religionen, aber auch der Parsi kann für sein Feuer, ja selbst der Papua für seinen Erdkloß, den er sich gemacht und den er als Gott anbetet, das Zeugniß der Geschichte, geschrieben oder überliefert, anrufen. Denn diese haben ihre Religionen auch von ihren Vätern überkommen. Ist da dem weisen Nathan auch unerweislich, ob seine oder des Erdklosses Religion die wahre ist?

Aber wie ist mir doch! Haben wir Katholiken nicht auch unsere Religion von unsern Vätern erhalten, deren Treu und Glauben man ja doch nach Nathan nicht in Zweifel zieht? Die Lügen zu strafen man uns ja doch, nach demselben Nathan, nicht zumuthen kann, — was kommt denn da der Liberalismus, um mit tausend Zungen unserer Väter Treu und

Glauben zu begeifern und uns zuzumuthen, daß wir unsere Vorfahren Lügen strafen sollen, um den Seinigen nicht zu widersprechen? Und diese Frage ist um so berechtigter, als ja, immer nach demselben vom Liberalismus beklatschten Nathan, der rechte Glaube gar nicht erweislich ist, fast so unerweislich, als der rechte Ring, wir also sogar diesen rechten Glauben besitzen können! Man sieht, diese ersten so außerordentlich naheliegenden Consequenzen haben schon eine recht respectable Last Widersprüche aufzuweisen, und es bleibt da logisch nichts anderes übrig, als das Märchen zu belächeln, oder sich denen beizugesellen, die sich wie Saladin mit Märchen abspeisen lassen.

Wir unseren Theils gehören nun zu den Letzteren nicht, wir gehen den Dingen auf den Grund und begnügen uns nicht einmal damit, daß uns die gezogenen Consequenzen über das Unstichhaltige der Vordersätze belehren. Wir greifen auch diese selbst an, um zu sehen, wo der Irrthum steckt. Und da finden wir:

1. Es ist nicht wahr, daß sich die Religionen ausschließlich auf Geschichte gründen.

2. Es ist nicht wahr, daß Geschichte auf Treue und Glauben angenommen werden muß.

3. Es ist endlich nicht wahr, daß man Treue und Glauben der Seinigen am wenigsten in Zweifel zieht.

Oder um es kurz zu fassen:

So viel Worte, so viel Irrthümer.

Ganz gewiß kann die Geschichte einer Religion einen guten Grund abgeben, sie für wahr oder falsch zu halten. Aber nie kann der Umstand, daß eine Religion die Religion meiner Väter war, für mich bestimmend sein, dieselbe für wahr zu halten. Das kommt denn auch ganz wesentlich auf den Inhalt der Religion an. Kleidung, Speise und Trank wer=

den dabei freilich für die Wahrheit nicht entscheidend sein. Ob mir Schweinefleisch und Wein erlaubt oder verboten ist, ob ich den Freitag, Samstag oder Sonntag als Tag des Herrn feiere, das beweist nichts für die Wahrheit. Ob aber der Gott, den mich die Religion lehrt, ein Geist oder ein Stein ist, ob er ein Geist unendlicher Liebe oder eines blinden Fanatismus ist, das ist mir für die Entscheidung der wahren Religion durchaus nicht einerlei, und wiegt mir mehr, als was alle meine Väter an Geschichte, geschrieben oder überliefert, mir haben zukommen lassen.

Noch weniger nehme ich die Geschichte auf Treu und Glauben an. Ich fordere Beweise, und zwar um so genauere Beweise, je wichtiger eine Thatsache für mich ist. Der Liberalismus macht uns so gern den Vorwurf, daß wir alles glauben, was uns der Pfarrer sagt. Das thut er, wir nicht. Uns muß der Pfarrer erst beweisen, daß das, was er sagt, auch glaublich ist. Man nehme nur einmal jeden Katechismus; jedes Kind findet darin nicht die Anleitung zu blindem Glauben, sondern die Beweise dafür, daß das, was man ihm zu glauben vorstellt, auch von Gott geoffenbart ist, und erst dann beginnt unser Glaube, nachdem man uns bewiesen hat, daß das göttliche Offenbarung sei. Wir glauben nur Gott, der liberale Philister dagegen jedem Phrasendrechsler. Wer ist denn da der Leichtgläubige?

Wir können im Punkte des Glaubens auch unseren Vorfahren keinen Vorzug zugestehen vor anderen Menschen. Denn sie sind so gut dem Irrthume unterworfen, wie die anderen. So verzichten wir denn auch hier mit Nichten auf den Maßstab historischer Kritik.

Das wäre nun das Märchen von den drei Ringen, auf welches sich der Liberalismus so viel zu Gute thut. Doch den

Schluß der Geschichte dürfen wir nicht übergehen. Der Richter, den die drei Söhne um Entscheidung angerufen, sagt:

So eifre jeder seiner unbestochnen
Von Vorurtheilen freien Liebe nach!
Es strebe von Euch jeder um die Wette,
Die Kraft des Steins an seinem Ring an Tag
Zu legen! Komme dieser Kraft mit Sanftmuth,
Mit herzlicher Verträglichkeit, mit Wohlthun,
Mit innigster Ergebenheit an Gott,
Zu Hülf! Und wenn sich dann der Steine Kräfte
Bei euren Kindes-Kindeskindern äußern:
So lad ich über tausend tausend Jahre
Sie wiederum vor diesen Stuhl. Da wird
Ein weisrer Mann auf diesem Stuhle sitzen,
Als ich und sprechen.

Auch dieser Schluß wird, es gehört das zum guten Ton, stets beklatscht. Und doch scheint es uns, als ob der Liberalismus dazu blutwenig Grund hätte. Denn seinen Lebensäußerungen nach, scheint er nicht einmal des Dafürhaltens zu sein, daß er sich im Besitze eines der fraglichen ominösen Ringe befinde. Wir finden in ihm weder eine von Vorurtheilen freie Liebe, auch keine Sanftmuth und Verträglichkeit, sein Wohlthun ist höchst precär, und von seiner innigen Ergebenheit in Gott sind wir bis jetzt nicht so glücklich gewesen, die geringsten Spuren zu entdecken. Wenn aber Herr Lessing aus dem Grabe aufsteigen, und uns den weiseren Richter benamsen wollte, so würden wir die Sache des Katholicismus ohne die mindeste Beunruhigung seinem Urtheile unterbreiten.

Soll also aus dieser Fabel nachgewiesen werden, daß die wahre Religion unerweislich, und folglich gleichgültig sei, so ist dieser Beweis durchaus verfehlt. Die ganze Darstellung beweist nur Eines, das nämlich, daß man nicht blos Kinder mit Märchen abspeist, sondern selbst Leute, die alle Weisheit dieser Welt in Erbpacht genommen zu haben behaupten.

Aufklärung!

Toleranz und Aufklärung sind die beiden siamesischen Wunderzwillinge des Liberalismus; da sie zusammen verwachsen, erscheinen sie stets vereint, und so möge dann auch hier die Aufklärung ihre Stelle finden dicht bei der Toleranz, und mit dieser Anordnung wollen wir zugleich das Zugeständniß dem Liberalismus gemacht haben, daß in der That seine Toleranz und seine Aufklärung würdig sind einander anzugehören.

Vor allen Dingen ist es etwas Eigenthümliches, daß der Liberalismus das Privilegium aufgeklärt zu sein als etwas Selbstverständliches für sich in Anspruch nimmt. Er stellt sich selbst den Schein aus, ein gescheidter Bursche zu sein. Das galt nun freilich von Alters her niemals als ein besonderes Zeugniß von Verstandesreife, im Gegentheile, die weisesten Männer waren sich zwar bewußt, redlich nach Aufklärung zu ringen; was sie aber immer deutlicher erkannten, war der fatale Satz, das alle menschliche Weisheit nur Flick- und Stückwerk sei, während der Mund des Thoren alle Zeit von seiner Weisheit überliefe.

Wir werden uns daher wohl hüten den Besitz der Aufklärung für uns in Anspruch zu nehmen, aber das nehmen wir in Anspruch, daß wir nach unseren schwachen Kräften nach Aufklärung gerungen, und wenn von der Aufklärung

die Menschheit einige Früchte erzielt, so darf sich die katholische Kirche jedenfalls einen größeren Antheil daran zuschreiben, als der Liberalismus, der in der That noch nichts produzirt hat, als das Zeugniß, das er sich selbst ausstellt.

Die Thatsache wird man ja doch nicht in Abrede stellen können, daß die Kirche, wo immer sie Fuß gefaßt, Schulen gegründet; es ist ja bekannt, daß es zu Karls des Großen Zeiten kaum andere Schulen als Klosterschulen gegeben. Auch für den höheren Unterricht sorgte die Kirche und die meisten Universitäten verdanken ihr ausschließlich oder zum großen Theile ihre Existenz. Blicken wir heute in die Missionen, so finden wir überall als eine der ersten Arbeiten der Missionäre die Gründung einer Schule; ja, selbst Orden und Congregationen hat die Kirche gegründet, die sich ausschließlich oder vorzüglich dem Unterrichte widmen.

Freilich pflegt da der Liberalismus zu erwidern, daß alle diese Anstalten gegründet seien, um die Aufklärung, als deren Repräsentanten er sich gerirt, zu verhindern. Das ist aber ein bloßes Bierbank-Argument, denn Schulen und Orden bestanden längst, als man von dem Liberalismus, und der Sorte Aufklärung, die er bringt, noch keine Ahnung hatte.

Aber wenn dieser Vorwurf auch so gegründet wäre, als er ungegründet ist, so führt man ja, um mit Sultan Saladin zu reden, den Titel „Verbesserer der Welt und des Gesetzes“ nicht umsonst. Wenn man der Pflegevater der Aufklärung sein will, muß man auch für die Aufklärung etwas thun. Wo sind nun die Schulen, die der Liberalismus gegründet, die Universitäten, die er dotirt? Er braucht das freilich nicht, und ist doch im Besitze solcher Anstalten, aber fragt mich nur nicht, wie er dazu gekommen. Die katholische Kirche hat sie mit unsäglicher Mühe und Opfern gegründet, und der liberale Staat hat sie einfach an sich gezogen,

katholische Schulen mit liberalen Lehrern, katholische Universitäten mit liberalen Professoren besetzt.

Solche Gewalthat ist aber kein Zeichen wahrer Aufklärung. Wer nach Wahrheit ringt, kämpft mit Gründen, aber nicht mit der Polizei. Wer die Wahrheit will, bringt Opfer für sie, sucht aber keine Dotationen aus ihr heraus zu schlagen.

Ein weiteres recht bezeichnendes Kennzeichen liberaler Aufklärung, ist die ungeheuere Zahl oberflächlicher Halbwisser, die der Liberalismus hervorbringt. Wenn ein Mann sein ganzes Leben ernstem Nachdenken und tiefen Studien gewidmet hat, findet er, daß es nichts Trügerischeres gibt als menschliches Wissen. Wer die Geschichte irgend einer Wissenschaft erforscht, findet dieselbe stetem Wechsel unterworfen, die best begründeten, die weitest verbreiteten, die allgemein geglaubten Ansichten verschwinden in Rauch vor einer neuen Entdeckung, und kaum hat sich eine neue Ansicht auf diese neue Entdeckung fest und allgemein begründet, so wird sie wiederum durch eine neueste Entdeckung über den Haufen geworfen. Hört man aber einen Liberalen vom Gros, so urtheilt dieser mit einer Suffisance über die schwierigsten Fragen ab, als ob er bei Erschaffung der Welt mit Gott Vater im Rathe gesessen. Handel und Gewerbe sind ihm ebenso geläufig wie transcendentale Philosophie, und Fragen der hohen Politik unterliegen ebenso seinem unfehlbaren Ausspruche, wie das ganze Gebiet der Aesthetik.

Haben wir damit gezeigt, welches Recht der Liberalismus hat, sich das Prädicat der Aufklärung ausschließlich beizulegen, so wird es nunmehr auch unsere Aufgabe sein, die Aufklärung selbst, die er verbreitet — verzapft, wäre eigentlich bezeichnender — zu charakterisiren, und da sich diese Aufklärung vor allem gegen den Glauben und die Sitten der katholischen Kirche richtet, so wollen wir ihm auf dieses Ge=

biete folgen. Wir können hier nicht jede Lehre der katholischen Kirche im Gegensatze zum Liberalismus entwickeln, aber wenigstens das, was uns Menschen doch eigentlich am meisten interessirt, darauf wollen wir etwas näher eingehen. Wir meinen die Lehre über die Entstehung und Bestimmung des Menschen.

Der berühmte Philosoph M. Jouffroy sagt in seinen Mélanges philosophiques über den Katechismus: Es gibt ein kleines Buch, das man den Kindern beibringt, und auf Grundlage dessen man sie in der Kirche fragt. Leset dieses kleine Buch, es ist der Katechismus, ihr werdet darin eine Lösung aller Fragen finden, die ich gestellt habe, aller Fragen ohne Ausnahme. Fraget einen Christen, woher das Menschengeschlecht stammt, er weiß es; fraget, wohin es geht, er weiß es; welches sein Loos sei, er weiß es. Fraget das ärmste Kind, das in seinem Leben noch nicht darüber nachgedacht, warum es da ist, und was mit ihm nach seinem Tode werden wird; es wird euch eine erhabene Antwort geben. Entstehung der Welt, Entstehung des Menschen, seine Bestimmung in diesem und jenem Leben, die Beziehungen des Menschen zu Gott, die Pflichten der Menschen gegen seinen Nächsten, seine Rechte auf die Schöpfung; nichts ist ihm unbekannt. Und wenn es erwachsen sein wird, wird es nicht den mindesten Zweifel hegen, über das natürliche Recht, über das staatsbürgerliche Recht, über das Völkerrecht u. s. w., denn alles dies fließt so klar, als ob es ganz selbstverständlich sei, aus dem Christenthum. Das nenne ich eine große Religion, denn sie läßt keine Frage unbeantwortet, an welcher die Menschheit ein Interesse hat."

Was lesen wir nur in diesem Buche? Gott hat den Menschen erschaffen, und hat ihm die Bestimmung gegeben, seinen Schöpfer zu erkennen, ihn zu lieben, ihm ähnlich und

dadurch ewig glückselig zu werden. Dieser Bestimmung ist der Mensch untreu geworden und hat sich gegen Gott empört. In Folge dieser Empörung ist er immer tiefer gesunken, bis Gott ihn wieder erlöst hat, und in der Erlösung hat Gott ihm Mittel an die Hand gegeben, sobald er es wünscht, zu seiner Bestimmung zurück zu kehren. Er hat ihm das Gewissen gegeben, das ihn warnt, wenn er vom rechten Wege abirren will, er hat ihm seine Gebote gegeben, damit er ganz genau weiß, was er zu thun und zu lassen hat, und hat ihm endlich die unerschöpfliche Fülle seiner Gnaden gegeben, um ihn im betretenen Wege zu stärken und im Falle einer Abirrung stets die Rückkehr zu ihm offen zu halten.

Nun behauptet aber die katholische Kirche keineswegs, daß sie alle diese Dinge, welche die herrlichsten Wahrheiten in sich fassen, durch eigenes Nachdenken herausgebracht hat; im Gegentheil, sie sagt der menschliche Geist sei mehr oder weniger unmächtig, diese Wahrheiten vollständig aus sich zu erkennen, und wenn er auch einen Theil derselben, wie die Existenz Gottes zu finden im Stande sei, so sei er doch viel zu sehr dem Irrthum unterworfen, um das Product seines Nachdenkens mit derjenigen Gewißheit als Wahrheit ausgeben zu können, welche diese ohne Zweifel für das ganze Menschengeschlecht wichtigsten Fragen unbedingt erfordern. Die katholische Kirche behauptet deßhalb, alle diese Dinge von Gott selbst, durch die Offenbarung desselben erhalten zu haben.

Wenn sich nun diese Behauptung bewahrheitet, so ist damit klar gestellt, daß der Katholicismus das nöthige Material bietet, um die Menschheit über ihre wichtigsten Fragen aufzuklären, und zwar in einer Weise aufzuklären, die jede weitere Untersuchung unnöthig, jeden Zweifel verstummen macht. Denn der Mensch mag noch so hoffärtige Begriffe von seinem Geiste und seiner Weisheit haben; vor dem Worte

Gottes verstummt er. Und darum müßten sich vernunftgemäß alle Einwürfe, alle Zweifel lediglich um die Frage drehen, ob die katholische Kirche diesen Beweis erbracht hat oder nicht. Daß sich statt dessen der Liberalismus zum großen Theile beständig an einzelne Lebensäußerungen der Kirche hängt, statt ihr tiefstes Princip anzugreifen, beweist nur, daß er so weit möglich der wirklichen Entscheidung aus dem Wege geht. Zwar hat er auch ein System aufzustellen, die Beweise der Kirche zu entkräften gesucht; aber dieser Kampf wird nur sehr vereinzelt und stets unglücklich geführt; wenn dagegen ein Pfarrer nicht mit einem Begräbnisse gehen will, da ist der Liberalismus mit seinem verschwommenen Phrasenthum in seinem Elemente, und darüber vergießt er viel mehr Dinte, als darüber, ob das Christenthum auf göttlicher oder menschlicher Grundlage ruht. Da ist ihnen zufolge Gott so unendlich gütig, daß er die Schwächen des Menschen verzeiht, oder vielmehr gar nicht beleidigt werden kann, und er steht so unendlich hoch, daß er sich um unsere Armseligkeiten gar nicht kümmert. Das ist mit kurzen Worten ihre Religion, das sind ihre geläuterten Anschauungen von Gott, und diese gestatten ihnen denn auch ihren kleinen Schwächen und Armseligkeiten im vollen Maße zu huldigen.

Wenn wir ein theologisches Werk schrieben, so wäre hier wohl die Stelle, die Beweise für die göttliche Grundlage des Christenthums des Näheren zu entwickeln. Da wir aber nur die Hohlheit liberaler Phrasen nachzuweisen uns vorgesetzt, so genügt es, diese Beweise hier nur kurz zu skizziren.

Da haben wir zuerst die Bücher des alten Testamentes, von denen ja nirgends bestritten wird, daß sie bereits und theilweise schon sehr lange Jahrhunderte vor Christus in ihrem Wortlaute bestanden. Wir finden in denselben die

Verheißung eines Erlösers und die ganze Geschichte des jüdischen Volkes hindurch Prophezeiungen über diesen Erlöser, die immer bestimmter, immer klarer werden. Da erscheint nun ein Mensch, der von sich behauptet, er sei dieser Erlöser, und in der That vereinigen sich auf ihm alle Prophezeiungen, selbst die Prophezeiungen, welche noch nicht eingetroffen waren, als er sich als Erlöser proclamirte. Er selbst sagt Dinge voraus, die sich alle erfüllten: sein Leiden, seinen Tod, seine Auferstehung, die Zerstörung Jerusalems, die Ausbreitung und die Verfolgung seiner Kirche, Dinge also, die heute noch fortfahren sich zu verwirklichen. Wir hören von Augenzeugen, daß die ganze Natur seinem Willen gehorchte, und zwar hören wir dies nicht bloß von solchen, die ihn verehrten, sondern auch von solchen, die ihn verfolgten. „Es ist ein Prophet," sagten die Einen, „es hilft ihm der Teufel," sagten die Anderen, aber keiner bestritt die Thatsachen. Das war auch nicht möglich, denn sie geschahen am hellen Tage vor Tausenden von Zeugen. Und Tausende solcher Zeugen lebten noch, als die Evangelien in den sechziger Jahren geschrieben wurden. Diese würden doch gegen Entstellungen protestirt haben, und die außerordentlich angegriffenen Pharisäer gewiß nicht ermangelt haben, dem Proteste den nöthigen Nachdruck zu geben.

Aber mehr noch: wir kommen nun an die Wunder, die der ungläubigste Liberale nicht zu leugnen vermag: dieser einfache Zimmermannssohn, der keine Studien gemacht und gar nicht die Mittel hatte, solche zu machen, entwickelt auf einmal eine Lehre über die tiefsten und wichtigsten Fragen der Menschheit von so genialer Größe, daß die ganze Weisheit des Alterthums ihr gegenüber in Rauch aufgeht, und alle Weisen, die später kamen, bis auf die heutige Stunde sie noch nicht ausgedacht, sondern immer und immer neue Schätze

der Weisheit aus ihr zu Tage fördern; und dabei ist diese Lehre so klar und verständlich, daß jedes Kind die Wahrheiten zu fassen vermag.

Und die ersten Verkünder seines Wortes sind kindlich reine gute Männer, aber schwach, unbedeutend, ohne Kenntnisse und Wissenschaft; als ihr Herr und Meister zum Tode geführt wurde, getraute sich nur ein Einziger ihm bis unter das Kreuz zu folgen; wo die übrigen steckten, darüber fehlt uns jede Nachricht, nur von einem weiteren wissen wir, daß er ihn verleugnete. Und auch nach seinem Tode hielten sie sich versteckt. Plötzlich treten sie hinaus, diese armen, schüchternen, unwissenden Leute aus dem Volke. Sie kennen und achten nichts mehr, als die Mission, die ihnen übertragen wurde. Mit einer Beredtsamkeit, die kein Mensch früher an ihnen bemerkt, predigen sie das Wort Gottes, ihren Gründen, ihrer Dialektik weichen die ausgezeichnetsten Philosophen, sie gewinnen Tausende von Anhängern, sie organisiren die Kirche besser, als bis heute der bestorganisirte Staat; sie trennen sich, der eine geht nach Rom, der andere nach Indien, der dritte nach Afrika u. s. w., überall lehren sie, und keiner widerspricht in irgend einem Punkte der Lehre des anderen, obwohl er nicht das mindeste von dessen Lehre hört. Und sie entwickeln einen Muth, der sie sämmtlich bis auf einen ihre Lehre mit dem Blute besiegeln läßt. Und wenn auch dieser Eine nicht eines unnatürlichen Todes starb, so war wahrlich nicht Mangel an Muth daran schuld, denn es war gerade derjenige, der seinem Herrn und Meister bis unter das Kreuz gefolgt war. Wenn der Liberalismus dies Wunder erklärt, dann wollen wir ihm die Auferweckung des Lazarus dreingeben!

Also auf die Prophezeiungen, auf die Wunder, auf die Erhabenheit der Lehre, auf ihre wunderbare Ausbreitung,

ihren unwandelbaren Fortbestand u. s. w. stützt die katholische Kirche ihre Behauptung des göttlichen Ursprungs, und der Liberalismus hat es bis jetzt wohl zur platten Leugnung gebracht, aber etwas Positives dagegen nicht vorbringen können.

Die liberale Wissenschaft, die sich hauptsächlich der Aufklärung widmet, hat nun allerdings auch ein System zu Wege gebracht. Und zwar ist sie durch eigenes Nachdenken dazu gekommen, und belegt dasselbe durch die Entdeckungen, die sie namentlich auf dem Gebiete der Natur gemacht hat. Die Aufklärung, die sie gibt, ist folgende.

Ob es einen Gott gibt, läßt sich nicht nachweisen. Gefühlvolle Seelen haben wohl ein verschwommenes Gefühl, daß dem so sein müsse, aber die Wissenschaft kann sich beim Mangel exacter Beweise nicht zur Behauptung eines Schöpfers bequemen. Alles organische Leben entwickelt sich nach bestimmten Gesetzen aus einem Urschleim. Was den Menschen speziel anlangt, so steht so viel sicher, daß er mit dem Affen von einem gemeinsamen Urmenschen oder Uraffen abstammte, bezüglich dessen es hoffentlich der Wissenschaft noch gelingen wird, fossile Ueberreste aufzufinden. Denn bis jetzt ist das noch nicht gelungen. Gleichwohl kann sich die liberale Wissenschaft, obwohl auch hier exacte Beweise fehlen, zu einer solchen Behauptung emporschwingen. Ein principieller Unterschied zwischen Mensch und Thier, namentlich eine unsterbliche Seele besteht demnach nicht, und wenn der Mensch stirbt, so geht sein Körper wieder andere Verbindungen ein, und dient so neuem Leben zum Stoffe. Das ist in kurzen Worten die positive Aufklärung des fortgeschrittensten Liberalismus. Wir wollen uns nicht bei der eigenthümlichen Ungenirtheit aufhalten, mit welcher die liberale Wissenschaft von Naturgesetzen redet, ohne des Gesetzgebers zu gedenken, und mit der sie den

Urschleim setzt, ohne anzuführen, woher er kommt. Wir wollen uns darauf beschränken, die Consequenzen ihrer Wissenschaft zu ziehen, um daraus zu ersehen, was denn eigentlich werden wird, wenn die liberale Aufklärung über unsere Verdummung so Herr geworden ist, daß ihre Wissenschaft den Maßstab für das ganze Leben abgibt.

Da es keinerlei Beziehungen mehr zwischen den Menschen und Gott gibt, dessen Existenz sehr zweifelhaft ist. so sind auch alle Religionen, mögen sie Namen haben, welchen sie wollen, completter Unsinn. Es gibt nur Beziehungen der Menschen untereinander und diese ordnet der Staat, und zwar so wie er es am Zweckmäßigsten findet. Das öffentliche Wohl ist das höchste Staatsgesetz und er hat sich eben an nichts weiter zu kehren, als an Gründe der Zweckmäßigkeit, über welche wiederum er in letzter Instanz aburtheilt. Die Staatsomnipotenz ist daher die logische Folge des Liberalismus. Es muß das auch sein, denn der Staat ist weiter nichts als die Gesammtheit der Bürger, und da dem einzelnen Bürger mit der Idee Gottes, und der Idee der Unsterblichkeit seiner Seele jede Verantwortlichkeit über Gut und Böse fällt, so handelt er auch lediglich nach Zweckmäßigkeitsgründen, und für seine Omnipotenz gibt es keine anderen Schranken, als gerade diejenigen, welche der Staat im Augenblicke aufzurichten für zweckmäßig erachtet hat.

Wenn man dem Menschen die Ewigkeit nimmt, so bleibt ihm nur noch die Erde, und ihre Güter zu genießen kann nur noch der einzige Zweck seines Daseins sein. Etwas anderes gibt es ja nicht mehr. Und die Consequenz dieser entsetzlichen Lehre: der Egoismus in seiner nacktesten Gestalt. Unsere Feder ist nicht empfindlich, aber vor diesen Consequenzen sträubt sie sich doch ein wenig. Warum soll ich arbeiten im Schweiße meines Angesichts, wenn ein Anderer blos sich

die Mühe nimmt zu genießen? Warum soll ich mich mit schlechterer Speise, mit einer ärmlicheren Wohnung behelfen als ein Anderer? Warum soll ich steuern und gehorchen, während ein König sich darüber hinaussetzt? Antwortet einmal darauf! gebt Aufklärung darüber, ihr Aufgeklärten! Ja, sagen die besser situirten herrschenden Klassen, das liegt in den Verhältnissen. Und darauf antwortet eines Tages die große Zahl der minder gut Situirten: das finden wir aber sehr unzweckmäßig: wir wollen die Verhältnisse ändern, heraus mit euerem Gelde, heraus aus eueren Häusern, herunter von deinem Throne, wir wollen es uns bequem machen, karret und pflügt ihr einmal. Und dann erschallt der lustige Mahnruf:

„Laß deinen Ruf, die Republik, die Glocken überdröhnen,
Die diesem allerneuesten Johannisschwindel fröhnen!“

Und das dauert wieder ein Weilchen, bis ein kecker Bursche auftritt, der zum Heere sagt: Was brauchen wir uns um elender Löhnung willen in Sonne und Regen abzuplagen; wir verstehen die Zündnadel und die Mitrailleuse. Vorwärts, schwingen wir uns an die Spitze. Und nun geht's los:

„Ha, welche Lust, Soldat zu sein!“

Ja es wird ein schöner Wechsel in den Dingen geben! Monarchie, Republik, Dictatur, Constitution, immer eins nach dem andern und keines länger als sechs Monate!

Aber die beschworene Treue! Treue, wozu? Wenn ich todt bin, ist es aus mit der Treue, und was hab ich im Leben von der Treue! und gar Schwur, Versprechen bei Gott! Gott ist nicht. Aber die Heiligkeit des Manneswortes! Heiligkeit! Längst überwundener Standpunkt; wenn kein Gott ist, ist auch nichts heilig!

Nun denn, so wird man der Canaille den Daumen aufs

Auge setzen, und jeden Versuch zum Aufruhr im Blute ersticken. Ja, das muß man; ein gottloses Volk kann nur unter eisernem Joche sich der Ruhe erfreuen. Eisernes Joch, Aufklärung des Liberalismus!

Ein freies geordnetes Staatswesen kann seine Begründung und Haltbarkeit nur im Glauben und durch den Glauben an Gott finden. Denn das Durchdrungensein von der alles ausgleichenden göttlichen Gerechtigkeit setzt auch der vollsten Willkür unübersteigliche Schranken und gewährt auch der niedrigsten Armuth Hoffnung und Trost.

Hören wir, was ein Socialist von Ruf, Leroux, ein Mann, der sowohl die Aufklärung des Christenthums, als auch die Aufklärung des Liberalismus gekostet, über diesen Gegenstand sagt. „Die Erde ist allezeit ein Thal der Thränen," heißt es in seiner Revue indépendante, „aber die Unglücklichen haben keinen Himmel mehr. Je größer Herz und Verstand des Menschen werden, um so abstoßender und grausamer ist das Schauspiel, welches die Menschheit darbietet. Ungleichheit auf Erden, Gleichheit im Himmel, mit anderen Worten: Ungerechtigkeit auf Erden, Gerechtigkeit im Himmel, so sagte man früher. Heute verkündigt man die Gleichheit auf Erden und man glaubt weder an Hölle noch an Paradies. Was soll ich nun mit einer Erde thuen, auf welcher immer noch Ungleichheit und Ungerechtigkeit herrschen? Die Gesellschaft von ehedem hatte wenigstens die Form und das äußere Ansehen der Familie. Ich hatte meinen Theil an dieser Gesellschaft. Denn wenn ich auch Unterthan war, so hatte ich wenigstens das Recht eines Unterthans, ich konnte gehorchen, ohne mich zu erniedrigen. Mein Herr befahl mir nicht ohne Berechtigung, im Namen seiner Selbstsucht; seine Gewalt über mich stammte von Gott, welcher die Ungleichheit auf dieser Erde zuließ. Wir hatten die nämliche Moral, die nämliche Religion. Diese

Moral, diese Religion erklärte Dienen für mein Loos, Befehlen für das Seinige. Aber Dienen hieß Gott gehorchen; außerdem stand ich auch niedriger in der bürgerlichen Gesellschaft als mein Herr, so war ich dagegen in der geistigen Gesellschaft, in der Kirche, seines Gleichen. Dort herrschte keine Ungleichheit, dort waren alle Menschen Brüder: ich hatte an dieser Kirche meinen Antheil, einen vollständig gleichen Antheil als Kind Gottes und Miterbe Jesu Christi, und diese Kirche, in der ich mich der vollständigen Freiheit und Gleichheit erfreue, ist erst die Vorhalle, das Abbild der himmlischen Kirche, auf welche sich mein Sehnen, mein Hoffen richtete. Ich hatte meinen verheißenen Antheil am Paradiese, und vor diesem Paradiese verschwand alles Uebel der Erde. In meinen Leiden schöpfte ich Muth in der Betrachtung dieses verheißenen Gutes; ich ertrug, ich duldete alles, um dieses ewigen Glückes theilhaftig zu werden. Ich war nicht arm, denn ich besaß das Paradies der Zukunft. Die ganze Macht der irdischen Kirche half mir, die himmlische zu erwerben. Ich hatte das Gebet, die Sacramente, das Meßopfer; ich hatte die Reue und die Verzeihung meines Gottes. Alles dies habe ich verloren. Ich habe kein Paradies mehr zu hoffen, es gibt keine Kirche mehr; Ihr habt mich gelehrt, daß Christus nur ein Traum ist, und ob es einen Gott gibt, weiß ich nicht. Ihr habt alles auf Gold und Moder reducirt, wohlan, ich will meinen Theil an diesem Golde, an diesem Moder. Das Paradies im Himmel habt Ihr mir geraubt, so will ich es auf Erden."

Hier haben wir das logisch richtige Facit liberaler Aufklärung, und man wird diesen Forderungen logische Consequenz nicht absprechen können.

Die Geschichte hat auch in Betreff der Folgen dieser Aufklärung der abschreckenden Beispiele genug aufzuführen.

Es ist zwar noch kein Staat aufgefunden worden, der das Unglück gehabt, das Gottesbewußtsein völlig zu verlieren. Aber schon die Trübung, die Schwächung dieses Bewußtseins war allezeit von den unseligsten Folgen begleitet. Wir sehen dies am Niedergang des heidnischen Rom, beim Cultus der reinen Vernunft am Ende des vorigen Jahrhunderts spielte die Guillotine die Orgel, Italien eilt mit raschen Schritten seinem Untergange zu, und über dem Grabe der Commune ohne Gott loderten als blutige Todesfackeln die Tuilerien und der Louvre.

Resumiren wir kurz: aus dem Affen ist der Mensch entstanden, und nach seinem Tode wird er zum Kohlstrunk werden: das sind die wichtigsten Sätze, die der Liberalismus der Welt als Aufklärung bescheert. Wir würden unter dem Gelächter unserer Leser dies Capitel mit der Bemerkung schließen, er solle sich diese Sätze als passendes Epitaphium auf seinen Grabstein eingraben lassen, hätten wir nicht eben die entsetzlichen Folgen dieser Aufklärungsmaxime beleuchtet, hätten wir nicht gesehen, wie man mit diesen Sätzen den Himmel hinwegklärt und die Hölle einlädt, ihre Orgien auf der unglücklichen Erde zu feiern.

Freie Kirche im freien Staat.

Freiheit, du herrliche Gottesgabe! Was hat der Mensch nicht alles unter deinem Schilde zu decken gesucht! Begründerin von Gut und Böse, sollst du eine Brücke sein, die uns zu Gott führt, und der Mensch hat dich benutzt, um auf dir zur Hölle hinabzusteigen.

Schranke des Menschen gegenüber der Thierwelt, die unübersteiglich sein sollte, strebt der Mensch seit Jahrtausenden, sich ihrer zu bedienen, um unter das Thier zu sinken.

Und doch hat Gott dem Menschen die Freiheit gegeben, ein Geschenk, so köstlich und zu seinem Zwecke so nothwendig, daß er sie ihm gab, auf die Gefahr hin, selbst in der Voraussicht, daß der erste Gebrauch, den er davon machen würde, die Empörung gegen den Schöpfer sei.

Und uns wirft man vor, daß wir diese Gabe Gottes verachteten!

Wir verachten nichts, was von Gott kommt, und wenn wir von der Freiheit nichts wüßten, als daß sie Gott in die Brust des Menschen gelegt, so würde dieser Grund hinreichen, um uns zum Kampfe, selbst zum Tode für die Freiheit zu begeistern.

Es kommt nur Alles darauf an, wie man die Freiheit versteht. Wenn dieselbe nur darin bestehen soll, meinen Willen andern aufzulegen, so schwärmen wir nicht dafür, und

wenn sie dazu dienen soll, ungehemmt sich in allen Leidenschaften und Lüsten wälzen zu können, so wollen wir auch davon nichts wissen.

Insofern sie aber geeignet ist, unsere Handlungen über die Naturnothwendigkeit zu erheben und ihnen ein sittliches Gepräge zu geben, insofern werden wir uns von Niemanden das Recht nehmen lassen, in vorderster Reihe zu kämpfen und für die Erweiterung ihres Umkreises einzustehen und zwar mit aller Kraft, über welche wir als jedem Andern gegenüber gleichberechtigt verfügen.

Bei der Freiheit sind zwei Punkte wohl auseinander zu halten. Die innere Freiheit besteht in der Fähigkeit, einen Entschluß nach eigner Wahl zu fassen, die äußere Freiheit besteht darin, daß mir die Möglichkeit gegeben ist, diesen Entschluß auszuführen. Beide stehen bezüglich ihres Umfangs zu einander in umgekehrtem Verhältnisse. Die innere Freiheit hat ihrer Natur nach keine anderen Schranken, als die ich ihr selbst setze, die äußere Freiheit findet ihre Schranken in der gleichen Freiheit aller anderen. Wichtiger noch ist ein anderer Gegensatz: Je mehr ich meine innere Freiheit beschränke, um so größer kann ber Spielraum meiner äußeren werden. Das heißt: Je fester ich die Freiheit meiner Entschlüsse an die Gesetze der Sittlichkeit binde, um so weniger bedarf es äußerer Hemmnisse der Ausführung meiner Entschlüsse. Wenn z. B. Jedermann fremdes Eigenthum achtete, brauchte es keiner Gesetze zu seinem Schutz, und ich wäre also in der Beziehung äußerlich vollkommen schrankenlos. Da nun aber Menschen unvollkommene Wesen sind, da sie ihre innere Freiheit nicht so zu beschränken wissen, daß sie ihre Entschlüsse lediglich durch das Sittengesetz bestimmen, da auch Leidenschaften, und oft sehr böse Leidenschaften, einen Einfluß und leider gar zu häufig einen maßgebenden Einfluß auf

unsere Entschlüsse üben, so bedarf es äußerer Schranken, die es uns unmöglich machen, in die Sphäre der Freiheit und der Rechte unserer Mitmenschen hinüberzugreifen. Es bedarf einer Gewalt, die stets bereit ist, Recht und Freiheit zu schützen, und stark genug, einen wirksamen Schutz zu gewähren.

Dazu hat Gott die Obrigkeit, den Staat eingesetzt.

Damit ist zugleich der Zweck des Staates, die Gewalt des Staates, der freie Staat umschrieben.

Kein Mensch hat das Recht einem anderen Gesetze vorzuschreiben, denn keiner ist mehr als der andere. Und wer eine Gewalt über mich ausüben will, dem muß ich sie entweder übertragen haben, oder er muß dieselbe von einem Wesen ableiten, das höher steht als der Mensch. So muß sich denn auch der Staat auf göttliche Einsetzung gründen, und das hat er auch überall gethan, wo der Liberalismus nicht herrschend wurde. Wenn aber der Staat die göttliche Einsetzung anerkennt, so erkennt er damit zugleich die Schranken seiner Gewalt an; er erkennt an, daß er von Gott zu dem Zwecke eingesetzt ist, vor allem das Recht zu schützen, und daß daher seine Gewalt nie das Recht seiner Unterthanen verletzen darf. Denn Gott hat sich nicht darauf beschränkt, den Staat zum Schutze des Rechtes einzusetzen, er hat auch die Rechte jedes einzelnen Menschen festgesetzt. Er hat in die Brust des Menschen das Gewissen gelegt, um ihm zu sagen, was gut und böse ist; er läßt den Menschen geboren werden, arm, nackt und hilflos, und in das Herz der Eltern hat er die aufopferndste Liebe gelegt, damit das Gefühl dankbarer Liebe die erste Empfindung sei, die sich dem erwachenden Bewußtsein des Kindes aufdrängt, er hat endlich mit ausdrücklichen Worten seine Gebote gegeben, und die darin enthaltenen Rechte: das Recht der freien Religionsübung, das Recht der väterlichen Gewalt, das Recht auf Eigenthum, das

Recht auf Unverletzlichkeit meines Körpers, die Heiligkeit der Ehe, das Recht auf Ehre und Wahrheit, das sind Rechte, die ich von Gott erhalten habe, die ich mir von keinem Staate und von keiner Staatsgewalt discutiren lasse, und die Ausübung dieser Rechte bildet den Umkreis meiner persönlichen Freiheit, und diese lasse ich mir ebensowenig discutiren oder anzweifeln. Wie der Staat mich in diesen Rechten, in dieser Freiheit schützt, das mag er berathen und erwägen, er mag auch im Interesse meines Rechtes die Bedingungen festsetzen, unter welchen ich es ausüben kann, ebenso die Schranken, innerhalb welcher ihm seine Mittel den Rechtsschutz gestatten, über welche hinaus ein solcher unmöglich ist, aber die Principien lasse ich mir nicht discutiren. Der Staat kann kein Recht machen, er kann und soll es nur schützen.

Und derjenige Staat, der das Recht schützt, und weiter nichts, den nenne ich einen freien Staat.

Das ist aber nicht der Staat des Liberalismus. Der Liberalismus hat sich von Gott befreit, und sein Recht ist daher von Menschen gemacht. Ihm ist der Staat nicht bloß der Schützer, sondern auch die Quelle des Rechtes. Während das Recht die Grundlage der Gesetze bilden soll, bildet bei ihm das Gesetz die Grundlage des Rechtes. Die Freiheit ist daher nicht eine heilige, unantastbare, mit der Menschennatur verwachsene Sache, sondern nicht bloß de facto, sondern auch de jure ganz von dem Belieben derjenigen abhängig, welche gerade die Gesetze machen. Ja, diese liberalen Kammermajoritäten brauchen nicht einmal jene Scheu zu haben, die der absoluteste Herrscher empfindet, wenn er die Freiheit seines Volkes antastet; die Scheu vor dem Richterstuhle Gottes. Denn sie leugnen diesen Richterstuhl, sie leugnen ein göttliches Recht, sie leugnen, daß es eine andere Freiheit gäbe, als diejenige, die sie nach ihrem Belieben gestalten.

Und das ist der freie Staat, dieser Affe der göttlichen Omnipotenz, der Raum bieten soll für eine freie Kirche! Dieser Staat, der nur eine Freiheit, aber diese schrankenlos anerkennt, die Freiheit seiner Gesetzmacher! Dieser Staat, der dem geringsten Bürger nicht einmal das Eigenthum garantiren kann, weil man ja nicht weiß, ob die Gesetzgeber dasselbe nicht aufheben, der berühmt sich, er wolle die Freiheit der Kirche garantiren: und er hält irgend einen Menschen, der an Gott glaubt, so einfältig, daß er sich die Freiheit seiner Kirche von einem solchen Staate garantiren lassen wolle, oder könne, oder dürfe? Sehe sich doch ein solcher Staat selbst um eine Garantie um; denn wenn irgend wer einer Garantie bedarf, so ist es ein solcher Staat!

Menschenwerk behauptet er zu sein, und gibt damit der Revolution ein sittliches Fundament: denn warum sollte ich nicht den Staat gerade so gut nach meiner Idee façonniren können, wie ein anderer nach seiner? Zweckmäßigkeitsgründe hätten die Menschen zur Aufrichtung des Staates bewogen: dann können Zweckmäßigkeitsgründe die Menschen bewegen den Staat umzustürzen. Ob die Leute in Uniform marschiren oder in Blousen, das kommt doch auf eines hinaus. Am Ende löst sich die ganze Existenzfrage des Staates in eine Gewaltfrage auf, und der Sieg gebührt nicht mehr dem Rechte, sondern das Recht dem Sieger.

Und soweit ist gerade der Staat gekommen, der die freie Kirche im freien Staate auf sein Panier geschrieben. Garibaldi und Mazzini, Victor Emanuel und die Armeegenerale, Parlament und Ministerium, eines lebt von der Gnade des andern. Wenn heute Garibaldi nach Süditalien geht und sich zum Präsidenten einer Republik Neapel macht, auf was kann sich Victor Emanuel rechtlich stützen? Auf das Plebiscit? Ah, der Plebs von Neapel hat ein solches auch für Gari=

baldi in petto; und wenn Victor Emanuel die rechtliche Wirksamkeit desselben bestreiten wollte, dann kann sich Franz II. auch auf die Hinfälligkeit des ersten Plebiscits berufen.

Italien soll eben ein frei regiertes Land sein. Wir behaupten das zwar nicht, aber man behauptet's. Wird man auch behaupten können, daß die Freiheit eines einzelnen italienischen Bürgers auch nur auf eine Stunde garantirt sei, wenn nicht einmal das Bestehen eines schwachen aber unabhängigen Staates vor den Gewaltstreichen einer Kammerpartei sicher war? Wenn das Ministerium, das die ruhige Existenz dieses Staates in einem Vertrage mit seinem Wort und seiner Ehre garantirte, dieser Partei gegenüber nicht einmal seine eigene Existenz unter Aufrechthaltung seines Wortes und seiner Ehre garantiren konnte, wie kann es Recht und Freiheit eines italienischen Bürgers garantiren, wenn es derselben Kammerpartei gefallen sollte, über das Recht und die Freiheit eines solchen zur Tagesordnung überzugehen?

Und der Hut eines solchen Ministeriums, der Hut einer solchen Kammerpartei, der Hut eines solchen Staates sollten die Katholiken die Freiheit ihrer Kirche anvertrauen? Ist man denn verrückt, oder hält man uns für verrückt, daß man uns eine solche Zumuthung stellt? Wir, zweihundert Millionen Katholiken, sollen auf die Garantie der Unabhängigkeit unseres geistlichen Oberhauptes verzichten und dessen Freiheit einem Staate anvertrauen, dessen ganze innere Lebensthätigkeit in Acten der Feindseligkeit gegen unsere Kirche besteht?

Und wenn der frömmste Katholik, wenn der ergebenste Sohn der Kirche uns ein solches Ansinnen stellte, wir würden es einstimmig zurückweisen. Um wie viel weniger werden wir denen zustimmen, welche die Klöster aufgehoben, gottesdienstliche Gebäude profanirt, das Kirchenvermögen eingezogen, die

kirchliche Eheschließung bekämpft, und endlich den Heiligen Vater gerade der Unabhängigkeit beraubten, die er besaß, um ihm dafür eine solche zu garantiren, die doch schließlich wieder in ihrem Belieben stände.

Freilich, das italienische Banner weht in der Ewigen Stadt; man konnte Bresche schießen in die Ziegelmauern Roms, aber unser Recht ist damit nicht in Trümmer geschossen worden. Oh, das Recht hat ein zähes Leben, namentlich der offenen Gewalt gegenüber. Hundertmal zertreten erhebt es sich stets aufs Neue, mit immer größerer Kraft, und wenn man geglaubt hat mit einem römischen Plebiscit seine Lebensadern unterbinden zu können, so täuscht man sich. Rom gehört nicht den Römern, nicht einmal dem Papste, es gehört der katholischen Kirche, und da gibt es kein Plebiscit, die verzichtet nicht auf die Souveränetät, auf die Freiheit ihres Oberhauptes. Niemals! Niemals! Und verlasset Euch darauf, diesem „Niemals" wird kein Sedan ein Ende machen!

Haben wir uns bis jetzt den freien Staat betrachtet, der sich als Hüter und Schützer der „freien Kirche" präsentirt, so dürfte es nunmehr angezeigt erscheinen, uns die „freie Kirche" näher zu betrachten, die er in Schutz nehmen will.

Ihm, dem freien Staate, ist jede religiöse Ueberzeugung heilig, folglich auch die religiöse Ueberzeugung der Katholiken. Nur das hält er sich natürlich aus: Klöster dürfen keine bestehen. Warum denn aber nicht? Wenn doch jedermann sich in Vereine zusammenthuen darf, wenn alle, die es wollen, zusammen Haus halten und sich auch einer gemeinsamen Hausordnung unterwerfen dürfen, warum sollen denn gerade die Katholiken das nicht dürfen? Es ist schwer, dafür einen Grund beizubringen, der auch wenigstens dem Versuch einer Widerlegung stand hält; was da der Liberalismus sagt, sind

lauter Phrasen, die sich in Dunst auflösen, wenn man nur in ihre Nähe kommt. Da fachen die Klöster den Fanatismus an. Wie das? Durch aufreizende Predigten. Ist uns ganz neu, daß die Klöster predigen. Wenn ein Klostergeistlicher eine gegen andere Religionsgenossenschaften aufreizende Predigt hält, so ist er dafür verantwortlich, nicht das Kloster. Wenn die Ordensstatuten solche Dinge nicht vorschreiben, wie kann dann ein Orden wegen Ausschreitungen eines einzelnen Mitgliedes verfolgt werden? Sollte aber der Vorwurf irgend welche praktische Bedeutung erhalten wollen, da müßten doch wenigstens einige Fälle solcher Aufreizungen, solcher Fanatisirungen vorgelegt werden können. Was bringt aber da der Liberalismus? Lauter Zeitungsartikel, die er selbst fabricirt hat; und wenn sich irgend ein Gericht, durch die Bestimmtheit, mit der solche Nachrichten auftreten, verführen läßt, eine Untersuchung einzuleiten, so stellt sich der ganze erhobene Vorwurf unter zehn Fällen neunmal als vollständiger Humbug, und einmal als ein mißverstandener Satz oder eine kolossale Uebertreibung heraus. Es ist auch nirgendwo vorgekommen, daß die fanatisirten Katholiken protestantische Pfarrhäuser gestürmt, protestantische Geistliche mißhandelt, oder Diakonissinen insultirt, und die Heiligkeit ihrer Wohnung verletzt hätten. Wir Katholiken aber haben nicht vergessen, daß öffentliche Blätter in Mannheim das Aushauen des Schwarzwildpretes pomphaft ankündigten, daß man friedliche katholische Geistliche mit Steinen warf und blutig schlug. Während das Rauhe Haus kein Mensch molestirte, hat, abgesehen von Allem, was wir heute in Italien sehen, der Berliner Pöbel das Kloster in Moabit gestürmt. Wenn man also die Klöster mit dem Fanatismus in Verbindung bringt, so kann nur d e r Fanatismus gemeint sein, den die liberale Partei gegen die Klöster entflammt. Dafür aber

sind wieder nicht die Klöster verantwortlich, sondern die liberale Partei.

Man hat gesagt, sie befördern die Faulheit. Es ist kaum glaublich, daß die Leute, welche solches sagen, eine Ahnung von der Lebensordnung in einem Kloster haben. Aber was die Welt von dem Wirken und Schaffen der Klöster sieht, sollte dieselben vor diesem Vorwurf bewahren. Allein wenn derselbe auch so begründet wäre, als er unbegründet ist, schreibt denn der Staat anderen Leuten vor, ob sie fleißig oder faul sind? Wer legt denn den Vereinen etwas in den Weg, die ausschließlich zum Amüsement gegründet sind? Und wenn die Klöster auch nur der Schauplatz heiteren Amüsements wären, wen geht denn das etwas an?

Ja, das ist's gerade, sagt man. Wer weiß, was hinter diesen Klostermauern vorgeht? Und das fragen die Freimaurer? Sie, die jedesmal drei Thüren hinter sich zuschließen und bewachen lassen, damit kein unberufener Sonnenstrahl in das Geheimniß ihres Wirkens eindringe, sie unterstehen sich, jemanden zu fragen, warum derselbe für sein Haus die Rechte in Anspruch nimmt, die jedes Privathaus hat? Und nicht einmal diese nehmen die Klöster eigentlich in Anspruch.

Sie haben einen Oberen, vor dem sich alle Thüren öffnen, der sie visitirt und Mißbräuche und Ungehörigkeiten abstellt; sie liegen ferner in einer Diöcese, deren Bischof dasselbe Recht über sie hat und ausübt, und endlich, wo in aller Welt genirt sich denn die Polizei, wenn sie irgend welchen Verdacht hegt, daß in einem Kloster ein Verbrechen begangen sei, hineinzugehen, und ganz dieselben Rechte und Pflichten wahrzunehmen, die sie jeder Privatwohnung gegenüber hat und übt?

Wenn das nun auch alles nichts ist, so sind die Klöster jedenfalls eine Beschränkung der persönlichen Freiheit. Um=

gekehrt, mein Bester, ist auch gefahren. Wenn ich mich frei entschließen kann, ob ich in ein Kloster gehen will oder nicht, dann bin ich im Besitze meiner Freiheit; wenn mir aber diese Wahl versagt ist, so bin ich in meiner Freiheit beschränkt, und wenn nun der Staat die Klöster verbietet, so legt er jedem Katholiken ganz denselben Zwang auf, als wenn er für alle Katholiken eine Klosterregel einführen wollte. Man sagt zwar, ja der Eintritt könnte wohl nur freiwillig sein, aber die ewigen Gelübde, die beschränkten doch die Freiheit. Darum, sagen die Katholiken, soll sich auch jeder sehr wohl es überlegen, ehe er einen solchen Schritt thut. Ja, man begnügt sich nicht einmal mit dieser Empfehlung. Die in ein Kloster Eintretenden müssen erst ein Noviziat durchmachen, damit es ihnen völlig klar werde, ob sie auch Beruf und Kraft zum Klosterleben fühlen; darum hat die Kirche weiter Orden, die ein ewiges Gelübde nicht kennen, vielmehr solche nur für eine bestimmte Zeit ablegen. Weiter hat auch der Papst die Vollgewalt, von den Gelübden zu entbinden, und schließlich hat denn doch der Gelobende die Frage, ob er seine Gelübde halten will, nur mit seinem Gewissen auszumachen, und wenn er dieselben absolut brechen will, so ist die Kirche nicht in der Lage, ihm ein äußeres Hinderniß entgegenzusetzen. Sie verfügt über keine Gendarmerie, um einen widerspenstigen Mönch im Kloster zu halten. Freilich ist er in seinem Gewissen gebunden und hat zu sehen, wie er mit diesem und mit Gott fertig wird; aber das ist nicht nur bei diesen Gelübden und bei Klostergeistlichen der Fall; das erstreckt sich viel weiter; es ist z. B. jeder Katholik im Gewissen verbunden, die Kirchengebote zu halten. Das könnte als ein offenbarer Zwang hingestellt werden, den die Kirche ihren Gläubigen auflegt. Denn sie fragt nicht darnach, ob die Gläubigen das halten wollen oder nicht, sie befiehlt's. Wenn nun der Staat kommen wollte

und wollte der Kirche sagen: du darfst kein Fastenmandat erlassen, du darfst nicht deinen Gläubigen auflegen zur österlichen Communion zu gehen, was wäre das für ein heilloser Uebergriff; und dennoch wäre das immer noch eher eine Schutzmaßregel zu Gunsten der persönlichen Freiheit, als das Klosterverbot, weil sich jedermann diesen kirchlichen Vorschriften unterwerfen muß, während die Ablegung der Klostergelübde vollständig dem freien Ermessen eines jeden anheimgestellt ist.

Alles dies sind übrigens nicht die eigentlichen Gründe des liberalen Widerwillens gegen die Klöster. Der eigentliche Grund ist vielmehr darin zu suchen, daß die Klöster die Pflanzstätten katholischen Lebens sind. Eine Bekämpfung der Klöster aus diesem Grunde läßt sich aber nicht gut mit der Freiheit der Kirche vereinigen, die man im freien Staate hegen und pflegen will, und so muß man sich mit Vorwänden behelfen, die nicht einmal die Tinte werth sind, die bei ihrer Widerlegung vergossen wird.

Weiter, sagt der freie Staat, muß die Kirche ihren maßgebenden Einfluß auf die Schule aufgeben. Die Erziehung der Bürger ist Sache des Staates. Ja, ganz bestimmt, das gestehen wir zu. Die Erziehung der Bürger ist Sache des Staates. Die Bürger sind die Stützen, ja sogar wenn man will, der ganze Inbegriff des Staates, und der Staat hat das volle Recht dafür zu sorgen, daß die künftigen Bürger gute, loyale, freie Bürger sind, daß sie ihre Pflichten und Rechte kennen, erstere erfüllen, letztere sich nicht nehmen lassen, daß sie der bürgerlichen Gesellschaft zur Ehre und Zierde gereichen u. s. w. Das ist ganz bestimmt alles wahr und richtig. Aber ich bin nicht blos Staatsbürger, ich bin auch so frei ein Mensch zu sein, und daß ich ein ordentlicher Mensch werde, daß ich als Mann eine Familie gründe und ernähre, für sie sorge, überhaupt ein tüchtiger

Familienvater bin, daß das Weib der Haushaltung ordentlich vorsteht, daß es eine treue Gattin und zärtliche Mutter sei, das zu besorgen ist doch Sache der häuslichen Erziehung, das ist nicht Aufgabe des Staates, das ist vielmehr die Aufgabe der Eltern. Ich bin aber außer dem Staatsbürger nicht allein so frei ein Mensch zu sein, ich bin auch ein Christ. Ich habe nicht blos Beziehungen zu meinen Mitbürgern, zu meinen Familiengenossen, sondern auch zu Gott. Er hat mir das Leben, und damit eine Bestimmung gegeben, die weit über dies irdische Leben hinausreicht. Und daß ich geschickt und geeignet werde, diese Bestimmung zu erreichen, dazu muß ich auch erst erzogen werden. Und das Geschäft besorgt am besten diejenige Anstalt, die Gott gerade zu diesem Behufe eingesetzt hat, die Kirche.

Nun lassen sich aber die drei Eigenschaften eines Menschen, eines Bürgers und eines Katholiken nicht trennen, sie durchdringen sich und ergänzen sich gegenseitig, und so ist die Folge davon, daß die drei erziehenden Factoren, Staat, Kirche und Familie sich auch nicht trennen dürfen, wenn sie ein ersprießliches Resultat hervorbringen wollen. Sie müssen Hand in Hand gehen, sie müssen ihre Autorität gegenseitig stützen und heben, und jeder Versuch des einen Theils die Autorität des anderen herabzusetzen, kann nur zum Schaden aller, und vorab zum Schaden der zu erziehenden Jugend ausfallen.

Am wenigsten aber kann die Kirche auf ihren maßgebenden Einfluß in der Schule verzichten. Denn erstens hat sie die Mission von Gott erhalten, den Menschen das Evangelium zu verkünden, und sie Alles halten zu lehren, was ihr göttlicher Stifter geboten hat. Wollte sich nun die Kirche auf den bloßen Religionsunterricht beschränken, so wäre das ein Verrath an ihrer Mission. Denn sie soll die Menschen nicht blos das lehren, was Christus gesagt, sondern sie soll

sie das halten lehren, was er gesagt, d. h. sie soll die Menschen zu wahren und wirklichen Christen erziehen, die nicht blos wissen, was der Stifter unserer heiligen Religion gesagt, sondern auch thun, was er gesagt.

Sie kann aber auch zweitens auf diese erziehliche Thätigkeit um so weniger verzichten, als ihr nicht eine äußere Gewalt zusteht, um die Befolgung des göttlichen Wortes zu erzwingen. Sie kann nicht wie der Staat jeden einstecken, der sündigt, sie hat ebenso wenig ein Züchtigungsrecht wie die Eltern, um die Unterwerfung unter ihren Willen durchzusetzen. Und wenn sie solche äußere Zwangsmittel hätte, sie dürfte dieselben nicht einmal anwenden; denn der äußere Zwang würde ja den sittlichen Werth der Handlung vernichten. Sie lehrt mich nicht das Böse meiden aus Furcht vor dem Zuchthause oder vor dem Stock, sondern aus Liebe zu Gott. Sie muß daher allen Bedacht darauf nehmen, daß diese Liebe zu Gott recht fest schon in die Herzen der Kinder gepflanzt werde, denn diese Liebe zu Gott ist das einzige Fundament, auf welchem die Möglichkeit ihrer Wirksamkeit ruht, der einzige Hebel, den sie ansetzen kann, um das Menschengeschlecht seiner ewigen Bestimmung zuzuführen.

Außer diesem sittlichen, schon allein alles entscheidenden Grunde, macht übrigens die Kirche auch noch andere prosaischere Gründe geltend. Sie besitzt diesen Einfluß seit unvordenklicher Zeit, und es handelt sich deßhalb keineswegs um einen neuen unerhörten Anspruch, den sie erhebt, sondern neu und unerhört ist der Anspruch, den der Liberalismus erhebt, daß sie auf diesen Einfluß verzichten solle. Warum soll sie darauf verzichten? Welches Recht hat der Liberalismus, ihr einen solchen Verzicht zuzumuthen? Der Einfluß behagt ihm nicht, er findet ihn schädlich. Ja, das Behagen oder Befinden des Liberalismus ist kein Grund, und am

allerwenigsten ein Grund, von dem die katholische Kirche vorläufig Notiz zu nehmen hat. Wenn der Liberalismus einmal mit einem guten Beispiele vorangeht, und auf alles das verzichtet, was der katholischen Kirche nicht gefällt, und was dieser schädlich dünkt, dann wollten wir ernstlich erwägen, was wir in dieser Angelegenheit thun können, bis dahin aber hat's gute Wege.

Die Kirche hat aber auch die meisten Schulen gegründet, sie hat sie Jahrhunderte lang mit den nöthigen Geld= und Lehrmitteln versehen, und es ist wirklich schwer keine Satyre zu schreiben, wenn man mittheilt, mit welchen Fonds der Liberalismus die Kosten der Schule, die er seinem ausschließlich maßgebenden Einflusse unterstellen will, bestreitet. Da ist z. B. um ganz in der Nähe zu bleiben, bei uns in Mainz ein Exjesuitenfonds, ein Welschnonnenfonds u. s. w. Aber weder die Jesuiten noch die Welschnonnen haben irgend etwas über diese Schulfonds zu sagen. Das Geringste doch, was die Kirche zu sagen berechtigt ist, wäre: wenn der Staat Schulen haben will unter seinem ausschließlich maßgebenden Einflusse, dann soll er sich solche gründen und soll sich dieselben von denen bezahlen lassen, die sie wünschen und besuchen. Das ist aber dem Liberalismus zu unbequem und zu mühselig. Er nimmt der Kirche die Schulen und wirft sie hinaus. Er macht einfach ein Gesetz, das dies verfügt, auf dies Gesetz gründet er ein Recht, solches zu thun und für dies Recht steht der liberale Staat ein mit der ganzen Fülle seiner Kanonen und Bayonnette, seiner Gendarmen und Zuchthäuser. Das ist liberale Theorie und liberale Praxis.

Damit nicht genug, verlangt der freie Staat weiter, daß die Kirche, wenn auch nicht auf die kirchliche Ehe verzichte, doch deren Abschluß von einer vorgängigen Civiltrauung abhängig mache. Der Libera=

lismus legt damit den Katholiken einen wahren und wirklichen Gewissenszwang auf. Man mißkennt vollständig das Wesen der christlichen Ehe und hat deßhalb auch Gesetze erlassen, die auf ganz falschen Voraussetzungen beruhen. So verbieten vielfach die Gesetze dem Pfarrer die kirchliche Trauung vor der civilen vorzunehmen, und zwar bei namhafter Geldbuße, und die guten Gesetzgeber haben nicht einmal gewußt, daß bei uns der Pfarrer überhaupt die Trauung nicht vornimmt, so wenig als ein Notar einen Verkauf abschließt. Wir zweifeln gar nicht, daß das dem Liberalismus vollständig neu ist; er kann's aber in jedem katholischen Kirchenrecht lesen. Die Ehe wird bei uns vor dem Pfarrer geschlossen, aber nicht von dem Pfarrer. Das nur vorläufig, wir kommen darauf zurück.

Die Ehe ist kein staatliches Institut, denn sie hat schon vor dem Staate bestanden. Daß der Staat ein Interesse daran nimmt, ist richtig; aber der Staat ist nicht berechtigt, alles in seine Hand zu nehmen, woran er ein Interesse hat. Der Staat hat auch ein Interesse daran, daß jeder sein Vermögen wohl verwalte, er kann deßhalb doch keine Vorschriften machen, wie es ein jeder verwalten soll und muß. Er hat auch ein Interesse an der Gesundheit seiner Bürger, aber er kann kein Gesetz erlassen, das bei Strafe verbietet, sich Erkältungen auszusetzen. So ist also das Interesse des Staates an der Ehe noch kein ausreichender Grund, die Ehe ausschließlich durch seine Gesetze zu regeln. Wir wollen damit nicht sagen, daß es nicht vielleicht ganz wünschenswerth wäre, wenn der Staat die abgeschlossenen Ehen gerade so einregistrirte, wie er die stattgehabten Geburten und Sterbefälle einregistrirt; dagegen wird kein Mensch etwas einzuwenden haben, denn es hängt in der That sehr viel Weltliches davon ab, daß der Abschluß der Ehe constatirt werden kann, und wenn

er darüber ein mit allen gesetzlichen Formalitäten ausgestattetes Protocoll aufnähme, so würden, wie jeder Andere, auch die Katholiken diese Fürsorge freudig begrüßen. Der Staat selber thut auch, als ob das so wäre. Er begreift die Geburts-, Trauungs- und Sterberegister unter dem gemeinsamen Namen Civilstandsacten, als ob es einen principiellen Unterschied gar nicht gäbe. Und doch ist derselbe sehr bedeutend. Der junge Bürger wird nicht im Namen des Gesetzes geboren, und der alte Bürger stirbt nicht im Namen des Gesetzes. Da beschränkt sich der Staat auf die Constatirung der Thatsache. Bei der Ehe ist dies aber anders. Diese nämlich wird vom Staate nicht blos constatirt, sondern erst im Namen des Gesetzes geschlossen, und daß dies geschehen, wird constatirt. Wenn heute unmittelbar nach Abschluß der Civilehe der eine Theil dem anderen erklärt, ich halte nun die kirchliche Ehe für überflüssig, und nach Hause geht, statt in die Kirche, so zwingt der Staat den anderen Theil dies seinem Gewissen nach sündhafte Verhältniß fortzusetzen. Er zwingt ihn unter Anwendung der öffentlichen Gewalt. Wir fragen, ist das nicht ein unerträglicher Gewissenszwang? Man sagt, das kommt nicht vor. Aber es kann vorkommen, und das Gesetz ist es, welches erst das Vorkommen dieses Falles ermöglicht, und wenn es heute noch nicht vorkommt, so beweist dies nur, daß sich die Bürger noch nicht auf den Standpunkt emporgeschwungen haben, auf welchem die Gesetzgeber der Civilehe stehen. Sollte die Civilehe nur ein Analogon der Constatirung der Geburten und Sterbefälle sein, so dürften auch nur analoge Verpflichtungen auferlegt sein, d. h. die Eheleute oder wer sonst, müßten gehalten sein etwa innerhalb 24 Stunden nach Abschluß der Ehe vor dem Civilstandsbeamten zu erscheinen und diesen Abschluß constatiren zu lassen, gerade wie dies bei Geburten und Sterbefällen ge-

fordert wird: dagegen wird auch kein Mensch etwas einzuwenden haben.

Ja, sagt man, wie sollen denn da Andersgläubige ihre Ehe schließen? Ei, das überlasset doch den Andersgläubigen. Der Staat hat ja doch kein Interesse an den Formalitäten der Eheschließung, sondern nur an der Constatirung, daß die Ehe abgeschlossen worden sei. So begnüge er sich doch, die Erklärung zu fordern und zu constatiren, und überlasse es dem Gewissen eines jeden Einzelnen, wie er eine seiner Ueberzeugung nach vor Gott und seinem Gewissen gültige Ehe eingeht.

Wahrhaft haarsträubend aber ist es, was man nicht alles von dem katholischen Eherecht faselt; und doch gibt es keine staatliche Gesetzgebung, nicht eine einzige, welche in Bezug auf die Würde, die Heiligkeit, auf das Fernhalten aller selbstsüchtigen und niedrigen Motive von der Ehe ihr auch nur das Wasser zu reichen vermag. Die katholische Kirche weiß nichts von Mesalliancen, und eine Auflösung der Ehe aus Staatsraison kennt sie eben so wenig; da ist kein oberster Kriegsherr, der ein katholisches Weib zur Concubine machen kann, weil er nicht eingewilligt; kein Vermögensnachweis und keine Bürgeraufnahme wird verlangt, keine Einwilligung dritter Personen, nicht einmal die der Eltern, ist nothwendig und kein Pfarrer in der Welt kann seine Mitwirkung verweigern, braucht ihn ja der Katholik gar nicht einmal drum zu fragen. Dagegen macht jeder Zwang die Ehe ungiltig. Wo ist eine Gesetzgebung, die so ganz und ausschließlich die Ehe auf das sittliche Fundament des freien und ungezwungenen Willens der Eheschließenden aufbaut? Ihr Liberalen, welche Gesetzgebung ist so liberal?

Am Anfang ging die Kirche sogar noch weiter als heute. Sie verlangte nichts weiter, als daß die Eheleute sich und

Gott das Versprechen ablegten, sich als wahre christliche Eheleute halten und Freud' und Leid theilen zu wollen. Das genügte zur Ehe; und erst später, als mehrfache Fälle vorkamen, daß der eine Theil leugnete, ein solches Versprechen gegeben zu haben, verfügte die Kirche, daß nur jener Consensus als ein ernstlich gemeinter und darum gültiger angesehen werden könne, welcher in Gegenwart des Pfarrers und zweier Zeugen abgegeben wird. Ist das geschehen, dann ist die Ehe fertig. Man bemesse nun hienach die Unthunlichkeit eines Verbotes an die Pfarrer früher die Trauung vorzunehmen, als die Civiltrauung stattgefunden. Wie soll sich denn der Pfarrer anstellen, um das Gesetz zu halten? Er kann sagen, ich gehe nicht in die Kirche, ich lasse nicht läuten, ich lege keine priesterlichen Gewänder an, ich verrichte nicht die üblichen Gebete. Aber das beeinträchtigt alles nicht die canonische Gültigkeit der Ehe. Gewiß sind uns die Gebräuche, mit denen die Kirche den Abschluß der Ehe zu begleiten pflegt, höchst ehrwürdig; der Segen, den die Kirche dem neuen Ehepaar auf den Weg gibt, ist ihm gewiß von Nöthen. Um diese Feier, um diesen Segen kann uns der Liberalismus bringen; weiter nichts. Wollte er sein Gesetz zur Wahrheit machen, so müßte der sacramentale Charakter der Ehe geändert werden, und der Abschluß statt von dem Willen der Eheschließenden, von dem Willen des Priesters abhängig gemacht werden. Und das geht ja doch nicht. Denn am sacramentalen Charakter der Ehe, kann auch die Kirche nichts davon und nichts dazu thun. So wenig der Liberalismus gebieten kann, daß ein Priester firme, so wenig kann er ihm verbieten, daß er traue; denn beides sind Dinge, die von seinem Willen völlig unabhängig sind. Die Zumuthung aber stellt er, und das ist allein schon völlig charakterisirend für den Liberalismus.

Weiter verlangt der freie Staat das Vermögen der Kirche, wogegen er die Ausgaben für den Cultus auf seine Rechnung übernimmt. Zum mindesten verlangt er insoweit eine Vormundschaft, daß die Kirche ohne seine Zustimmung nichts erwerben und ihr Vermögen nicht veräußern oder belasten darf. In letzterem Falle aber hält er sich für sehr bescheiden. Nun hört im Punkte des Geldbeutels bekanntlich jede Gemüthlichkeit auf, und die Einladung Dasjenige herauszugeben, was Einem von Gott und Rechtswegen gehört, hat noch zu allen Zeiten und an allen Orten wenig willige Ohren gefunden. Rechtlich könnte so etwas allenfalls vorgeschlagen, und dann vom geschäftlichen Standpunkte aus discutirt werden. Dieser rechtliche Weg ist aber nicht der Weg, den der freie Staat einschlägt, und zwar schon aus dem Grunde, weil er dabei voraussichtlich doch sein Ziel nicht erreichen würde. Die Kirche nämlich hält sich Mannes genug, um ihr Eigenthum selbst zu verwalten, und ist dabei noch nie schlecht gefahren, während der Staat mit seinen finanziellen Operationen und Experimenten gar nicht selten ein nicht unbedeutendes Fiasko macht. Bis jetzt haben wir an unseren staatlichen Finanzkünstlern nur die Fertigkeit im Schuldenmachen erprobt, und das ist gerade keine Empfehlung zur Uebernahme einer Vermögensverwaltung. Man hat freilich sehr geschickt die „todte Hand" in abschreckender Weise abzuconterfeien gewußt; betrachten wir aber die Sache näher, so sehen wir, daß auf der „todten Hand" Getreide wächst, und Heerden gedeihen, auch Leute wohnen, und dies Alles zu erschwingbaren Preisen. Aber dem freien Staate gegenüber, pocht man vergeblich auf den rechtlichen Besitz, man pocht vergebens auf die gute Verwaltung, obschon das eigentlich schon etwas ist, was ihn gar nichts angeht: er ist eben finanziell soweit abgehaust, daß er die Güter braucht, und die

Rententitel, die er dafür gibt, kosten ihn nur Papier und Druckerschwärze. Ueber rechtliche Bedenken kann er sich leicht hinaussetzen. Seine Maschinerie macht ein betreffendes Gesetz, und versieht ihn damit im Handumdrehen mit dem Rechte, dessen er bedürftig ist. Wir haben in Italien neuerdings das widerliche Schauspiel gesehen, wie ein Staat seine Mission des Rechtsschutzes aufgibt, und ein Gesetz sich votiren läßt, auf dessen Grund hin er seine Hand nach fremdem Gute ausstreckt. Wir haben mehr gesehen, wir waren Zeuge, wie man die rechtmäßigen Eigenthümer des Diebstahls verdächtigte, weil sie vielleicht ihre eigenen Sachen den kühnen Griffen des Staates zu entziehen so gewissenlos sein könnten! Herrliche Moral das, für welche Schiller in seinem Fiesko schon die rechtswissenschaftliche Formel gefunden: „Die Schande nimmt ab, mit der wachsenden Sünde.“

Weiter fordert der freie Staat, daß die kirchlichen Behörden ihre Erlasse seiner vorherigen Genehmigung unterbreiten. Es ist zwar im Allgemeinen Jedermann freigestellt, ohne vorherige Erlaubniß unter seiner Verantwortlichkeit alles zu sagen und drucken zu lassen, was ihm gefällt. Wenn man einem liberalen Kammerredner mit der Zumuthung käme, seine Reden erst dem Ministerium vorzulegen, man würde schön ankommen, wenn aber ein Bischof einen Hirtenbrief hinausgibt, wenn er ein Wort an die seiner Sorge und Obhut anvertraute Heerde richtet, dann soll er erst das Placet eines anderen einholen? Das ist eine Zumuthung, die der freie Staat nur dem Zuchthäusler stellt, der aus dem Gefängniß heraus correspondiren will, und auf das Entwürdigende dieser Zumuthung braucht nur hingewiesen zu werden, um dieselbe unerträglich zu machen. Es stammt dieselbe aus den Zeiten der Censur, und hatte damals, wenn wir sie auch unter keinen Umständen zu billigen vermögen,

wenigstens den gehässigen Charakter nicht, den sie heute trägt; denn damals stellte der Staat dieses Ansinnen an Jeden; heute, wo dies als allgemeine Maßregel weggefallen ist, ist es geradezu empörend, dieselbe gegen Bischöfe aufrecht erhalten zu wollen. Und es wird noch empörender, wenn sich die Maßregel bis zu dem — sagen wir es gerade — Wahnsinn versteigt, selbst dogmatische Erlasse staatlich prüfen zu wollen.

Denn was ist ein dogmatischer Erlaß? die Veröffentlichung einer Glaubenswahrheit. Für die Glaubenswahrheit selbst ist es vollständig einerlei, ob sie dem Staate gefällt oder nicht gefällt. Aber mir kann es nicht einerlei sein, ob ich davon in Kenntniß gesetzt werde oder nicht. Ich habe ein Recht darauf, die volle Wahrheit zu hören, Gott hat sein Evangelium an alle Menschen gerichtet, und voll und unverkürzt, den ganzen Quell ewigen Lebens, wie er aus dem Munde Gottes gekommen, so will ich ihn haben; er gehört mir, Gott hat mir ihn geschenkt, wie er mir das Licht meiner Augen geschenkt hat; und da wagt es ein Ministerium mir statt des Wortes Gottes ein Filtrat seiner oft recht armseligen Weisheit und Politik anzubieten? Was ein Ministerium kann, das kann ich auch. Ich kann auch prüfen, ob eine Lehre die Merkmale einer geoffenbarten Glaubenswahrheit an sich trägt, denn diese Merkmale stehen im Katechismus, und wem noch irgend ein Zweifel übrig bleibt, der kann, und wäre er der geringste Bettler, seinen Pfarrer und seinen Bischof, ja selbst den Papst fragen, und das sind auch die Leute, bei denen sich Kaiser und Könige, Minister und Staatsrath in Glaubensfragen Bescheid zu holen haben, nicht aber umgekehrt, diese bei jenen.

Ja, sagt man, eigentlich prüft doch auch der Staat nicht, ob das oder jenes eine Glaubenswahrheit ist, sondern ob dieselbe staatsgefährlich ist. Köstliche Naivetät das! Soll die

Wahrheit deßhalb nicht geglaubt werden, weil sie staatsgefährlich ist? Und wenn alle Staaten stürzen, wenn Himmel und Erde sich aus ihren Angeln heben, die Wahrheit bleibt doch bestehen, und eine bürgerliche Gemeinschaft, die mit der Wahrheit nicht zusammen bestehen kann, thut am besten ihr den Platz zu räumen. Doch zudem sind das eitle Redereien, die Wahrheit ist nicht staatsgefährlich, denn der Staat ist eine Einrichtung Gottes, und die göttliche Wahrheit kann ihn daher nicht stürzen, sondern nur stützen. Würdigt doch nicht Gott beständig zu einem menschlichen Pfuscher herab, der mit der einen Hand niederreißt, was er mit der anderen gebaut hat! Aber der Staat kann Formen, Einrichtungen haben, die mit der ewigen Wahrheit im Widerspruch stehen. Diesen kann eine Glaubenswahrheit gefährlich werden, und in diesen einzelnen Beziehungen wird sich der Staat über kurz oder lang accomodiren müssen, wie er sich ja überhaupt den menschlichen nicht blos den christlichen Anschauungen accomodiren muß. So sehen wir, daß die Staatsformen wechseln. Wir sehen den Absolutismus, die constitutionelle Monarchie, aristokratische und demokratische Republiken kommen und verschwinden, wir sehen die Gewalten des Regenten, der Regierung, der Regierten auf ein Minimum herabgedrückt, und auf eine beträchtliche Höhe erhoben, in alldem aber bleibt der Staat in seiner göttlichen Mission bestehen, ein Schutzwall des Rechtes, ein Schirm des Schwachen zu sein. In der einen Form erfüllt er je nach gegebenen Umständen seine Mission besser, in der anderen schlechter; es ist und bleibt aber seine Mission, und wenn er dieselbe aufgibt, stürzt er in sich zusammen, sei es in Folge einer Revolution, sei es in Folge eines Krieges. Und daran wird alle menschliche Weisheit nichts ändern.

Wenn nun aber in einem Staate mehrere Religionen sind, von denen also die eine eine Glaubenswahrheit bekennt,

welche die andere verwirft? Dann hat sich der Staat um so weniger einzumischen, und seine ganze Thätigkeit darauf zu richten, daß jede Religionsgemeinde nach ihrem Glauben ungestört lebt, nicht in das Gebiet der anderen hinübergreift und von anderen nicht angetastet wird, daß also die Rechte, die einem Jeden zustehen, gewahrt bleiben; denn zum Schutz des Rechtes ist der Staat eingesetzt, nicht aber um über die Reinheit des Glaubens zu wachen; dazu hat er keine Vollmacht, dazu hat er keine Competenz, und dazu fehlt ihm auch das Verständniß. Der Mensch hat auch die Hände nicht zum Gehen und die Füße nicht zum Denken, und doch sind ihm Hände wie Füße von Gott gegeben, aber nur zu dem ihnen von Gott gesetzten Zwecke. Greifen sie darüber hinaus, so taugen sie nicht. Gerade so ist es auch mit dem Staate.

Von all dem will aber der Liberalismus nichts wissen. Er hat seinen freien Staat gegründet, und wir haben gesehen, welche Bewandtniß es damit hat. Er will in diesem Staate auch die Kirche schützen, und zwar eine Kirche, deren Einrichtungen, Wirkungskreis und Glaubensätze er seiner Genehmhaltung vorbehält, und dies Kind seiner Liebe hat er in würdiger Analogie zu seinem freien Staate die freie Kirche genannt.

So wenig aber sein Begriff des freien Staates unserem Begriffe des freien Staates entspricht, ebenso wenig entspricht sein Begriff der freien Kirche unserem Begriff der freien Kirche.

Denn auch wir wollen die freie Kirche. Frei ist aber uns die Kirche, wenn sie alles lehren darf, ohne irgendwelche Rücksicht zu nehmen, was Gott ihr geoffenbart, wenn sie sich entwickeln darf, wie es naturnothwendig aus dieser Offenbarung folgt, wenn ihre Ordnungen und Satzungen vom Papste bis zum letzten Klösterchen herab gegen Gewaltthaten geschützt sind, daß sie ihre Gläubigen mit ihren Gnaden lei-

ten und stärken und sie begleiten darf von der Wiege bis ans Grab, und ihren Segen und ihre Gebete ihm noch mit hinübergeben kann vor den Thron Gottes. Und sie verlangt dafür keinen anderen Schutz, kein anderes Recht vom Staate, als was zur Erfüllung ihrer Mission nöthig ist, Rechte, die sie mit anderen Confessionen theilt, Rechte, die ihre Bekenner mit allen übrigen Staatsbürgern gemein haben. Und dafür schenkt sie dem Staate freie und tugendhafte Männer, edle und sittsame Frauen, Stützen der Ordnung und des Gesetzes, die kräftiger sind, als alle Heere der Welt.

Aber, sagt der Liberalismus, mit einer so unabhängigen Kirche, die eine solche Gewalt über die Geister beansprucht, kann der freie Staat nicht bestehen. Um so schlimmer dann für eueren freien Staat. Unser freier Staat befindet sich wohl dabei. Es wird da einen Kampf geben zwischen unserer freien Kirche und euerem freien Staat, und wer den andern überlebt, wird ihn beerben. Wir unserer Seits suchen diesen Kampf nicht, und gehen ihm nicht aus dem Wege. Ehe ihr euch aber nutzlos echauffirt, betrachtet euch einmal die Geschichte seit Bestehen des Christenthums. Es ist kein Fleckchen Erde in ganz Europa, auf welchem die Kirche nicht Staaten hat entstehen und zu Grunde gehen sehen, und sie besteht immer noch; das römische Weltreich zerfiel, Asien sandte seine Horden nach Europa und die Gräuel der Völkerwanderung warfen den ganzen Erdtheil durcheinander, der Halbmond pflanzte seine Banner vor Wien, und die Irrlehrer befehdeten mit beständig erneuerter Wuth die Kirche. Bis unter die Fenster des päpstlichen Palastes ist die Revolution mehr als einmal gedrungen, Tod und Exil traf eine Reihe der ehrwürdigsten Männer, die den ersten Stuhl der katholischen Christenheit einnahmen; und doch besteht heute noch die Kirche

und besteht in allem Wesentlichen gerade so, wie sie vor achtzehnhundert Jahren bestanden.

Und wenn ihr euch das recht vergegenwärtigt habt, so leset die Stelle in der heiligen Schrift nach, wo es heißt: „Und die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen."

Und ihr glaubt jetzt nachholen zu können, was die Hölle seit achtzehnhundert Jahren vergeblich versuchte? Ihr mit Eueren Phrasen und papiernen Paragraphen, ihr mit eueren Geldbußen und Gefängniß und Festungsstrafen wollt zu Wege bringen, woran die römischen Cäsaren, gestützt auf eine völlig unumschränkte Gewalt, auf einen fanatisirten Heidenpöbel, auf eine Legion Henker und Folterknechte erlahmten? Das wollt Ihr? Geht, macht euch nicht lächerlich!

Der Zweck heiligt die Mittel.

Zu den Lieblingsschlagworten des Liberalismus gehört es, den Jesuiten vorzuwerfen, sie hätten den Satz aufgestellt, der Zweck heilige die Mittel, das hieße, sagen die Liberalen, es sei gestattet, um einen guten Zweck zu erreichen, schändliche Mittel anzuwenden. Das liberale Gemüth schaudert vor der Verderblichkeit solcher Grundsätze, die von den Jesuiten im Volke verbreitet würden, vor den Folgen dieser Verbreitung, welche die Sitten in einer ganz entsetzlichen Weise verschlechtern und jeden moralischen Halt untergraben müßten. Ueber die Güte eines Zweckes kann ja doch, sagen immer noch die Liberalen, nur das eigene Gewissen richten, und schließlich ließe sich für jede Schändlichkeit am Ende auch ein, wenn auch noch so geringfügiger guter Zweck finden.

Kommt man nun zu einem Jesuiten und fragt den über den Casus, so sagt der: Nein, erstens lehren wir das nicht, und zweitens ist es auch nicht wahr, daß man etwas Schändliches thun dürfe, um damit einen selbst anerkannten guten Zweck zu erreichen.

Ja, sie warten nicht einmal ab, bis Jemand zu ihnen kommt und sie fragt, sie treten hinaus und proclamiren das ungefragt, sie thun es öffentlich und privatim, sie perhorresciren diese abscheuliche Theorie auf der Kanzel, in den Congregationen, in ihren Schriften, die ganze katholische Presse

tritt dagegen auf. Aber das thut alles nichts; kommt man mit diesem Einwand zu einem Liberalen, so drechselt der ein neues Argument daraus, und sagt, das sei natürlich, daß sie solche Dinge nicht zugäben, darin liege eben nur eine neue Schändlichkeit.

Sonderbares Völkchen diese Liberalen! Zuerst werfen sie den Jesuiten als eine Schändlichkeit vor, sie predigten und vertheidigten den Satz, und wenn sie den Satz verwerfen und bekämpfen, so ist das abermals eine Schändlichkeit. Wir möchten uns da die Frage an die liberale Intelligenz erlauben, wie sich denn eigentlich ein Jesuit verhalten muß, um diesen beiden Arten von Schändlichkeiten zu entgehen. Unserem ultramontanen Verstande ist die Sache zu rund.

Was sagt aber unser intelligenter Liberaler? Er bringt endlich ein halbes Dutzend Namen jesuitischer Schriftsteller aus dem sechzehnten oder siebenzehnten Jahrhundert, deren jeder eine ganz respectable Zahl Bände groß Folio in lateinischer Sprache geschrieben hat, mit der Versicherung, da stände es bekanntlich darin, und überläßt nun dem dummen Ultramontanen nachzusehen, ob's wahr ist.

Das liest sich fast wie ein schlechter Spaß, daß der Ankläger seine Anklage mit einer Notorietät beweisen will, die er selbst fabricirt hat, und er sich dann hinter einem Material verschanzt, dessen Prüfung die Dauer eines Menschenlebens beansprucht.

Nehmen wir aber einen Augenblick an, was wir jedoch nicht zugeben, daß ein Jesuit vor zweihundert Jahren einmal einen solchen oder ähnlichen Satz aufgestellt, was würde daraus folgen? Daraus würde folgen, daß ein Jesuit einmal einen Satz aufgestellt hätte, der mit dem Sittengesetze und der Uebung der Kirche von ihrem ersten Anbeginn an bis

auf unsere Tage in grellstem Widerspruche gestanden. Weiter nichts.

Wenn ich durch irgend etwas, was ich thue, mein Leben zu erhalten bezwecke, so wird mir wohl schwerlich jemand in Abrede ziehen, daß ich damit einen löblichen und guten Zweck verfolge. Denn das Leben ist ein Geschenk Gottes, das nur Er wieder nimmt, wenn Er die Zeit dazu gekommen erachtet. Die Kirche schreibt daher vor, daß es eine Pflicht sei, das Leben zu erhalten, und daß es eine Sünde sei, dasselbe leichtsinnig auf das Spiel zu setzen oder gar Handlungen zu begehen, die den Tod zur voraussichtlichen Folge haben. Und die Erhaltung des Lebens übt außerdem einen so mächtigen Einfluß auf die Bestimmung unseres Willens, daß die Gesetze aller civilisirten Staaten statuiren, es solle einem Menschen keine That, welche immer es sei, zum Verbrechen angerechnet werden, wenn er damit einem sonst unvermeidlichen Tode entgehen könne. Und was sagt die Kirche: Lieber sterben als sündigen!

Und damit wird die Sache sehr ernst. Es ist dieß keine bloße Phrase, wie sie die Liberalen mit ihrem Gut und Blut freigebig um sich werfen. Millionen Märtyrer haben deßhalb ihr Blut hingegeben. „Opfert die paar Körnchen Weihrauch dem Jupiter," riefen die römischen Prätoren, und sie warfen ihr Leben hin, ehe sie die Schandthat begingen, ihr Leben gaben sie oft in der Fülle jugendlicher Kraft, und alle irdischen Schätze und Ehren, die ihnen in Aussicht gestellt waren, sie warfen sie hin, ehe sie zu dem schändlichen Mittel der Glaubensverleugnung griffen[1]). Und heute noch protestirt jeder Tropfen Blut, der ihren von den Zähnen wilder Bestien zer=

1) Die Kirche hat sogar ansdrücklich darauf gehalten, daß die Christen so handelten, und diejenigen, welche aus menschlicher Schwachheit sich hinreißen ließen, zu opfern, wurden aus der Gemeinschaft

fleischten Leibern entrann, gegen den Vorwurf, als ob ihnen der gute Zweck das schändliche Mittel geheiligt hätte! Bis auf die heutige Stunde ehrt die Kirche, der Jesuitenorden inbegriffen, das Andenken dieser Blutzeugen. Und jedes Fest, das die Kirche zu ihrer Ehre, jedes Gebet, das ein Christ um ihre Fürbitte an sie richtet, es ist ein bis auf die heutige Stunde erneuerter Protest gegen den Vorwurf, daß ein guter Zweck schändliche Mittel rechtfertige. Und dieser Protest wird so lange erhoben werden, als das Andenken der Märtyrer geehrt wird. Und gegenüber der Uebung dieses Martyrerthums, das sich fortsetzt durch alle Jahrhunderte hindurch bis auf die neueste Zeit, gegenüber der Ehrfurcht, welche die ganze Kirche jenen Märtyrern ununterbrochen an den Tag legt, machen Leute der Kirche den Vorwurf, sie lehre, man dürfe gute Zwecke mit schändlichen Mitteln erstreben; Leute außerdem, die nicht anstehen würden, dem ganzen versammelten Olymp Säcke voll Weihrauch zu opfern, um — einen Orden zu bekommen!

Ja, sagen die Liberalen ob die katholische Kirche den Satz behauptet, das lassen wir dahingestellt, wir haben das nicht gesagt, wir sagen nur, daß die Jesuiten diesen Satz aufstellen und predigen. Das sind aber weiter nichts als eitle Flunkereien, die selbst der oberflächlichsten Prüfung weichen müssen. Der Jesuitenorden ist ein katholischer Orden, und es gibt nur Einen katholischen Glauben und nur Ein katholisches Sittengesetz, und indem sich die Jesuiten als Katholiken bekennen, bekennen sie sich gleichmäßig zum katholischen Glauben und zur katholischen Sitte. Nun lehrt die katholische Kirche, es sei nicht erlaubt, etwas Schändliches

---

ausgeschlossen, und mußten sich den härtesten Kirchenstrafen unterziehen, wenn sie die Rücknahme der Ausschließung erwirken wollten.

zu begehen, auch selbst dann nicht, wenn damit ein guter Zweck erreicht werden soll. Da können doch die Jesuiten nicht dieses, und außerdem das gerade Gegentheil lehren. Das wäre ja eine völlig verrückte Unterstellung!

Alles dies würde jedoch nicht ausschließen, daß einmal ein Jesuit den Satz aufgestellt, oder etwas ähnliches gesagt haben könnte, was, wenn auch vielleicht durch Herausreißen aus dem Zusammenhange so könnte aufgefaßt werden oder solche Folgerungen zu ziehen gestattet hätte. Dann würde eben ein Fall vorliegen, der sehr beklagenswerth ist, wie aber nichts desto weniger schon ähnliche vorgelegen haben. Es hätte da Jemand in irgend einem theologischen Werke etwas Irriges behauptet, und das kann ja vorkommen, sintemalen es ja doch bekanntermaßen nicht die Jesuiten sind, denen das Prädicat der Unfehlbarkeit zukommt. Daran würde auch der Umstand nichts ändern, wenn ein solches Werk die Approbation der Oberen erhalten hätte. Denn derjenige, der das Werk prüfte, konnte ja die Stelle übersehen haben, sie konnte so leicht hingeworfen sein, daß ein solches Uebersehen selbst leicht erklärlich wäre, der Zusammenhang konnte die Stelle in einem andern Lichte haben erscheinen lassen, und schließlich mag derjenige, dem die Prüfung übertragen wurde, ein sehr gelehrter Theologe gewesen sein, aber unfehlbar ist er auch nicht. Uebrigens haben wir ein unfehlbares Lehramt, und dessen Pflicht wäre es gewesen, wenn eine solche Lehre verkündet würde, dieselbe zu rectificiren und es bliebe daher, immer in der Unterstellung, es sei der Satz behauptet worden, nur noch der Vorwurf übrig, die Kirche habe denselben nicht verworfen.

Es ist fast lächerlich zu fragen, ob die Liberalen diesen Vorwurf erheben wollen. Doch warum sollten sie es nicht, erhebt ja doch die liberale Intelligenz den Vorwurf, daß die

Jesuiten diese Lehre verkünden und daß sie dieselbe verleugnen. So wollen wir denn auch auf diesen Vorwurf antworten. Es gibt keinen Bischof, und der Papst als oberster Bischof an der Spitze, der nicht diesen Grundsatz verworfen hat, es gibt im Bereich der römischen Kirche von Hinterasien an um den ganzen Erdgürtel herum bis nach Californien, keine Kanzel, von der aus dieser Grundsatz nicht bekämpft worden wäre; der ganze Orden der Jesuiten erhebt sich wie ein Mann gegen die Beschuldigung, alle katholischen Versammlungen sprechen sich dagegen aus; die ganze katholische Literatur verdammt ihn, die katholische periodische Presse aller Länder, vom größten bis zum letzten Dorfblatte bekämpft ihn Jahr aus Jahr ein, wo ein katholischer Abgeordneter in irgend welcher Versammlung das Wort ergreift, ist die Verwerfung dieses Satzes das caeterum censeo seiner Rede. Wenn das immer noch nicht genug Beweis ist, daß wir diesen Grundsatz mißbilligen, so bleibt uns nichts anderes übrig, als uns nochmals mit der Bitte an die liberale Intelligenz zu wenden, sie möge uns ein vernünftiges Mittel angeben, mittelst dessen wir beweisen können, daß wir von dieser Moral nichts wissen wollen. Unser ultramontaner Verstand hat auch hier sich in Aufbietung von Mitteln völlig erschöpft.

Ah, sagen die Liberalen, wenn die Jesuiten auch die Lehre nicht verkünden, so ist sie doch unbestreitbar — was noch viel schlimmer ist — die Richtschnur ihres Handelns. Und zum Beweise dessen werden nun eine Reihe Erbschleichergeschichten, die Affaire de Buck, Langrand-Dumonceau, die Geschichte der Aufhebung des Ordens, ja selbst Tendenzromane und historische Dramen aufgezählt. Man wird uns da zugeben müssen, daß das eine vollständige Verwandlung der Scene ist. Zuerst hat man gesagt, daß die Jesuiten diesen Grundsatz predigen und damit die Sitten des Volkes verderben, jetzt heißt es,

sie seien viel zu gescheidt, um diesen Grundsatz zu predigen, dagegen beuteten sie ihn in ihrem Interesse aus.

Das gehört nun nicht hieher. Der Gegenstand ist wichtig genug, um besonders besprochen zu werden, und wir werden uns dieser Aufgabe unter der Rubrik „der liberale Jesuitismus“ unterziehen. Für jetzt fahren wir in der Besprechung des Satzes: „der Zweck heiligt die Mittel“ fort.

Wir hatten unseren seitherigen Auslassungen unterstellt, es sei einmal irgendwo ein solcher Satz behauptet worden. Wir können nicht beweisen, daß dies nicht der Fall ist, denn die Nichtexistenz einer Thatsache, die an sich nicht unmöglich ist, läßt sich überhaupt nicht beweisen; wir haben aber auch nicht zu beweisen. Die Beweispflicht liegt demjenigen ob, der die Thatsache behauptet. Aber unter all den Liberalen, die mit Hunderttausend Zungen, die Thatsache behaupten, hat sich noch nicht ein einziger gefunden, der dieselbe unwiderleglich beweist. Wir haben schon pompöse Ankündigungen gelesen, die Thatsache würde „demnächst“ bewiesen werden, aber bei dem „demnächst“ ist es geblieben. Vergebens hat P. Roh, einer der ausgezeichnetsten deutschen Jesuiten öffentlich einen namhaften Preis auf den Beweis der Thatsache gesetzt, die Liberalen, denen man alles eher vorwerfen kann, als daß sie im Geldverdienen faul sind, haben sich den Preis immer noch nicht geholt.

Aber, und nun kommt noch eine recht naive Frage, die eigentlich am Anfange hätte ausgesprochen werden sollen, folgt denn auch wirklich aus dem Satze „der Zweck heiligt die Mittel,“ daß man sich jedes schändlichen Mittels bedienen dürfe, um einen guten Zweck zu erreichen? Die Liberalen sagens, aber das ist noch kein Grund. Wir müssen deßhalb auch dieser Frage, so naiv sie klingt, ein wenig näher treten.

In dem Satze ist von einem guten Zwecke und einem schändlichen Mittel nicht die Rede. Da jedoch der Zweck heiligen soll, so muß wohl ein guter Zweck und ein nicht heiliges Mittel gemeint sein; denn ein schlechter Zweck kann nicht heiligen, und ein heiliges Mittel kann nicht nochmals geheiligt werden. Aber ist denn alles, was nicht heilig ist, darum schändlich? Wo bleibt denn das ungeheuere Terain des sittlich Gleichgültigen. Wenn ich mein Zimmer blau oder grün anstreichen lasse, begehe ich damit eine Schandthat, weils kein heiliges Werk ist? Wie kommt mir solche Logik vor, oder ist die liberale Moral so streng?

Ja, aber es sind doch schändliche Mittel nicht ausgeschlossen und müssen daher gefolgert werden. Wir könnten dem einfach erwidern, sie sind auch nicht angeführt, und dürfen daher nicht kurzweg vermuthet werden, denn das Schlechte darf nie vermuthet, sondern muß bewiesen werden. In dubio pro reo[1]), ist ein Satz, der so alt ist, als das Rechtsgefühl im Menschen.

Aber sind denn wirklich unsittliche Mittel nicht ausgeschlossen? Die Kirche verbietet alle unsittlichen Handlungen im Allgemeinen und ganz unbedingt. Nirgendwo wird ein Unterschied gemacht, ob die unsittliche Handlung Zweck oder Mittel sein soll. Wenn also von Mitteln im Allgemeinen gesprochen wird, die durch einen Zweck geheiligt werden sollen, so können dies nur Mittel sein, die an sich nicht heilig sind, weil sie dann nicht geheiligt zu werden brauchen, und nicht unsittlich, weil das Begehen unsittlicher Handlungen überhaupt verboten ist. Da aber Logik nicht die starke Seite unserer liberalen Gegner ist, so möchte man das etwas unverständlich finden, und so wollen wir denn auf unser obiges Beispiel

---

1) Im Zweifel für den Angeklagten.

zurückkommen, um ihnen die Sache etwas klarer zu machen. Wenn ich mein Zimmer anstreichen lasse, so ist das eine sittlich vollkommen gleichgültige Handlung; ich kann's auch bleiben lassen, und bin darum nicht besser und nicht schlechter. Wenn ich aber mein Zimmer anstreichen lasse, ausschließlich zu dem Zwecke, um in einer arbeitslosen Zeit einem armen, fleißigen Manne einen kleinen Verdienst zuzuwenden, so heiligt der Zweck diese andernfalls vollständig gleichgültige Handlung und erhebt sie zu einer Gott wohlgefälligen. Wird das jetzt der liberalen Intelligenz begreiflich sein? Wenn sie es begriffe, würde freilich das schöne Thema von den durch den Zweck geheiligten Mitteln sich in Dunst auflösen. Denn gegen diese Deutung wird wohl schwerlich die liberalste Philosophie viel einzuwenden haben. Das könnte, das würde, das müßte der Satz bedeuten, wenn er irgendwo ausgesprochen wäre.

Betrachten wir jetzt zum Schlusse das Verhalten des Liberalismus zu diesem Satze.

Zuerst wirft er den Jesuiten vor, daß sie einen Satz behaupten, der nirgendwo behauptet wird.

Danach gibt er demselben eine ganz infame Deutung, die nicht einmal darin liegt.

Zuletzt benützt er diese von ihm selbst erfundene Deutung, um die ihm verhaßtesten Gegner der schändlichsten Maximen zu beschuldigen, sie in den Augen ihrer Mitbürger herabzusetzen, ihr Wirken zu beeinträchtigen, die Gewalt anzurufen, um sie aus ihren Wohnsitzen auszutreiben, den Fanatismus aufzustacheln, um sie der Verfolgung des Pöbels preiszugeben; wie die Geächteten, die Ausgestoßenen der Menschheit sollen sie ruhe- und friedlos umherwandern müssen, ohne einen Herd zu finden, der sie aufnimmt, eine Hand, die ihnen einen Trunk Wasser reiche. Und nicht etwa ein Einzelner ist

es, dessen Verstand der Fanatismus verdunkelt, es ist die ganze liberale Partei, die sich in diesem Streben vereinigt, es sind alle ihre öffentlichen Organe, die dafür eintreten, es sind alle ihre Redner, die dafür ihre Zuhörer begeistern. Erst in neuester Zeit haben wir ein klägliches Schauspiel dieses Fanatismus erlebt, für den wir keine andere Entschuldigung fanden als die Vornirtheit fanatisirter Geister. Ein Geheimerath hat auf dem Darmstädter Protestantentag sich nicht geschämt, die Hilfe der Polizei in Aussicht zu nehmen, um die Jesuiten von Hof und Haus zu vertreiben, und als Pendant dazu hat die Allg. Zeitung nichts Eiligeres zu thun gewußt, als die Häuser der Jesuiten in Deutschland aufzuzählen. Es hat indessen dies Toleranzedict des Protestantentages von Darmstadt selbst das Gelächter der ungläubigen Demokratie und auch vielfach die Mißbilligung der Protestanten hervorgerufen.

Wahrlich, wenn sich irgend Jemand nach solchen Vorgängen über die Handhabung dieses Satzes beklagen kann, so sind es die Jesuiten, und wenn irgend wem der Vorwurf gemacht werden kann, daß er die abscheulichen Mittel der Verdächtigung, der Verleumdung, selbst der Gewaltthat durch den Zweck heilig werden lasse, so ist dies der Liberalismus, und dabei thuen wir ihm noch die in hohem Grade unverdiente Ehre an, zu vermuthen, daß er wenigstens seine Zwecke für gute Zwecke halte.

Der liberale Jesuitismus.

In unserer Besprechung des Satzes „der Zweck heiligt die Mittel," haben wir den liberaler Seits gemachten Vorwurf angeführt, daß die Jesuiten, wenn sie auch viel zu gescheidt seien, einen solchen Satz zu predigen, desto geschickter wären, ihn zu befolgen. Und da wird denn vor allen Dingen die Frage aufgeworfen werden müssen, welches denn eigentlich die Zwecke der Jesuiten sind. Am besten könnten uns ohne Zweifel die Jesuiten selber darüber belehren, was sie wollen, und in der That halten sie auch mit ihren letzten Absichten durchaus nicht zurück. Sie erklären als ihren Zweck, neben der allen Orden gemeinsamen Erstrebung eines höheren Grades christlicher Vollkommenheit, die Ausbreitung der katholischen Kirche, die Widerlegung der gegen sie bestehenden oder noch auftauchenden Vorurtheile, und die Abwehr der auf die katholische Kirche gerichteten Angriffe. Die Liberalen dagegen behaupten, das seien nur Vorwände, ihr eigentliches Streben sei auf die Herrschaft der Welt gerichtet. Zu diesem Behufe hätten sie Reichthümer selbst in unredlichster Weise an sich zu bringen gesucht, Beweis dessen sei eine Reihe von Erbschleichereiprocessen, sie hätten sich einestheils bei den Großen einzuschmeicheln bestrebt, indem sie die überaus laxe Moral derselben begünstigten und entschuldigten, während sie andererseits darauf hingearbeitet, das Volk zu verdummen, zu welchem

Behufe sie sich der Erziehung der Jugend bemächtigt hätten. Sie hätten sich sodann in alle weltlichen Händel der Regierungen eingemengt, aber auch, wo es gegolten den Fanatismus des niedern Volkes aufzuregen, sich selbst nicht einmal gescheut, den Königsmord zu predigen, und alles dies werde durch die Geschichte der Austreibung der Jesuiten aktenmäßig belegt. Das sind schauderhafte, die Phantasie lebhaft afficirende Dinge und es ist darum natürlich, wenn sich zuletzt selbst die Belletristik des Stoffes bemächtigte und in einer ganzen Reihe von Tendenzromanen und Tendenzdramen recht eindringlich dem Volke die Schandthaten der Jesuiten vormalt; nur finden wir es etwas gewagt, all' das, was sich eines Dichters erfinderischer Kopf im stillen Stübchen zusammentrug, für baare Münze zu nehmen und darnach seine Liebe und seinen Haß zu modeln.

Wenn man die Jesuiten hört, so verfolgen dieselben katholische Zwecke, hört man die Liberalen, so verfolgen dieselben liberale Zwecke. Und damit wäre für uns schon die Sache entschieden, denn wir halten es von vornherein für einen Unsinn, daß ein katholischer Orden katholische Zwecke vorwende, um einer liberalen Tendenz zu huldigen. Denn die Herrschaft der Welt ist Zweck des Liberalismus, und der Jesuitenorden steht ihm dabei ganz gewaltig im Wege, das ist sein Verbrechen!

Doch wir schreiben ja nicht für uns, sondern für andere Leute und deßhalb müssen wir schon den erhobenen Vorwürfen etwas näher ins Auge sehen.

Was vorerst die angehäuften Reichthümer betrifft, so wissen wir nicht, wie reich der Orden ist [1]), das geht übrigens

---

1) Beiläufig bemerkt, besitzt der Jesuitenorden als solcher gar kein Vermögen, dasselbe gehört vielmehr nur den einzelnen von ihm ge=

auch Niemand etwas an, denn es ist ja doch sein Vermögen, und so wenig liberale Corporationen dulden, daß man sich um ihr Eigenthum bekümmere und aus der Thatsache, daß sie vermögend seien, unliebsame Schlüsse auf ihre Tendenz ziehe, eben so wenig ist dieß bei dem Jesuitenorden zulässig, und braucht es sich dieser gefallen zu lassen. Das aber wissen wir von den Jesuiten, — von den Liberalen wissen wir das nicht, — daß vom Vermögen des Ordens, es sei dasselbe nun groß oder klein, der einzelne Jesuit keinen Vortheil zieht. Die Ansprüche, die der Jesuit in Bezug auf Kleidung, Wohnung, Nahrung und Erholung stellen kann, erhöhen sich nicht, wenn der Orden reicher wird, und beschränken sich nicht, wenn er ärmer wird, sintemalen sie schon ohne dies auf das Nothwendige beschränkt sind. Es ist daher im höchsten Grade unwahrscheinlich, daß ein Jesuit unredliche Mittel anwenden werde, um Reichthümer anzuhäufen, von denen er selbst nicht den mindesten Vortheil zieht. Ein solches Gemisch von Selbstlosigkeit und Spitzbüberei wäre ein psychologisches Räthsel, das vielleicht bei einem oder dem anderen Individuum gelöst sein kann, wie ja der liebe Gott allerlei Kostgänger hat; dasselbe aber bei einem Orden, der Tausende von Mitgliedern durch Jahrhunderte hindurch gezählt hat und noch zählt, als baares Princip zu vermuthen, das ist eine Sonderbarkeit, die eine ernstliche Widerlegung gar nicht zuläßt. Aber auch abgesehen von der psychologischen Unwahrscheinlichkeit unredlichen Erwerbes, treten bezüglich der sogenannten Erbschleichereien noch andere Umstände hinzu, welche gegen die Erhebung eines solchen Vorwurfes ganz besonders mißtrauisch machen sollten.

---

leiteten Instituten, Erziehungs-Anstalten, Gymnasien, Missionen u. s. w. Der Orden als solcher hat darüber kein weiteres Verfügungsrecht, als eben gerade im Interesse der Anstalt, der das Vermögen gehört.

Wenn auf letztwillige Weise einer Ordensanstalt oder wem sonst irgend etwas zugewendet wird, wird stets derjenige, dem die Erbschaft andernfalls angefallen wäre, geneigt sein, über Erbschleicherei zu klagen. Das finden wir nicht blos bei Jesuiten, das finden wir allenthalben, nur macht man bei andern Fällen kein solches Geschrei. Hier dagegen weiß der angeblich Benachtheiligte, daß ihm die ganze liberale Presse zur Verfügung steht, daß es ihm leicht ist, die öffentliche Meinung zu seinen Gunsten zu erregen, da ist es denn ganz natürlich, daß bei jedem Vermächtniß das Gejohle über Erbschleicherei durch die ganze gebildete Presse läuft. Um ein Urtheil darüber abzugeben, müßte man die Acten studiren, statt eine Zeitungs-Correspondenz zu colportiren. Das thut man aber nicht, sondern handhabt von vornherein das calumniare audacter[1]). Wenn mir dagegen Jemand kommt, der die Acten einer solchen Procedur studirt hat, so will ich mich auf den speciellen Fall einlassen und denselben ebenfalls studiren und besprechen. Bis dahin aber halte ich derartige Tendenzbrochüren und Artikel für höchst unglaubwürdige Zeugnisse, und dies um so mehr, als man den Jesuiten nicht blos den unredlichen Erwerb, sondern auch den redlichen Erwerb vorwirft. Ja, man sollte es nicht für möglich halten, und dennoch ist es so, daß unter den Gründen, welche die Austreibung der Jesuiten in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts rechtfertigen sollten, sich auch der Grund aufgeführt fand, daß sie Handel trieben. Ein ganz neues Verbrechen, dies Verbrechen des Handels! Die Jesuiten hatten damals auf ihren auswärtigen Missionsstationen große Strecken wilden Landes cultivirt, und mancherlei Industriezweige unter den wilden Einwohnern in Aufnahme gebracht. So namentlich in Martinique, Mauritius, Südamerika u.

1) Nur immer darauf losgeschimpft.

s. w. Nun konnten sie doch die Producte, die auf diese Weise erzeugt wurden, nicht aufspeichern oder vernichten! Sie befrachteten deßhalb Schiffe damit und versandten sie auf europäische Märkte und das wurde ihnen zum Verbrechen angerechnet! Allein auch selbst das war nur ein völlig vereinzelter Fall.

Aber man weiß nicht nur, daß der einzelne Jesuit aus der Bereicherung des Ordens keinen Nutzen zieht, man weiß auch, wozu der Orden das, was ihm irgendwie anfällt, verwendet. Er gründet Missionen und unterhält dieselben, er errichtet Universitäten, Gymnasien und andere Schulen, baut und verschönert Kirchen, hilft allenthalben in der Seelsorge aus, und bestreitet den Unterhalt seiner zuweilen recht zahlreichen Mitglieder. Außerdem, wenn auch gerade die Krankenpflege nicht speziell zu seinen Ordenszwecken gehört, leistet er doch auch hier Aushilfe, und es sind uns selbst sehr liberale Aerzte bekannt, die im letzten Kriege jesuitische Krankenpflegerhilfe nicht laut genug zu rühmen wissen. Auf alle diese Dinge verwendet der Orden sein Einkommen, und man wird wohl nicht umhin können, einzugestehen, daß dem Volke, wenigstens dem katholischen Volke, welches ja doch ausschließlich das Vermögen der Jesuiten zusammengetragen hat, ein großer Theil direct wieder zugekommen ist, es benutzt die Schulen, besuchte die Kirchen, und erfreute sich der Seelsorge. Es bewunderte allezeit den freudigen Gehorsam, mit welchem der Jesuit auf Befehl seiner Oberen nach Hinterasien, oder nach Neuseeland oder sonst hinzieht, wo der Martyrertod ihm sicherer ist, als die Würden und Stellen eines Oberbürgermeisters oder Bankdirectors, es freute sich der Erfolge, die sie errungen, und der Bescheidenheit, mit welcher sie Gott die Ehre gegeben haben. Wenn nun das katholische Volk den Jesuiten recht große Reichthümer zugewendet hat, um recht erfolgreich das

begonnene Werk weiter zu führen, so soll uns das sehr freuen; denn das katholische Volk hat dadurch bewiesen, erstens daß es die Opferwilligkeit nicht bloß im Munde führt, sondern auch in der Hand, und zweitens, daß es trotz aller ultramontanen Verdummung gerade noch gescheidt genug ist, den richtigen Leuten die nothwendigen Geldmittel zur Verfügung zu stellen.

Nun sollten wir aber denken, daß die Liberalen viel klüger thäten, wenn sie etwas bescheidener mit dem Vorwurfe des Anhäufens von Reichthümern umgehen. Denn wo immer eine Anstalt gegründet wird, die darauf berechnet ist, Geld zusammen zu scharren, da sehen wir schaarenweise die Liberalen [1]). Und die Reichthümer, die sie erworben, dienen nicht zum allgemeinen Besten, sondern zu ihrem eigenen, und wenn wir ihnen daraus keinen Vorwurf machen, so klingt es doch geradezu absurd, wenn sie anderen Leuten ihre eigenen Maximen zum Verbrechen anrechnen. Wahrlich der Pharisäer, der da ausrief: „Herr Gott, ich danke dir, daß ich nicht so bin wie jener da," — befließ sich im Vergleiche zu unseren heutigen Liberalen eines sehr ehrenwerthen Verfahrens, denn es liegt doch kein Grund vor zu meinen, daß er in seinem Dünkel log, der Liberalismus dagegen bläht nicht bloß sich selbst auf, er lügt auch noch auf die Anderen. So viel über die Anhäufung der Reichthümer. Nun zur Weltherrschaft.

Hier sind vor Allem zwei Dinge zu unterscheiden und auseinander zu halten. Versteht man unter dem Streben nach Weltherrschaft das Streben, die von dem Orden bekannten und vertretenen katholischen Principien zur allgemeinen Anerkennung und Geltung zu bringen, so daß sie im öffentlichen, wie im privaten Leben als Richtschnur dienen, und in diesem Sinne die Welt beherrschen: so theilt der Jesuiten-

1) Die Börse, z. B., ist bekanntlich nicht in den Händen der Jesuiten.

orden dies Streben mit Jedermann der überhaupt eine Ueberzeugung hat, gleichviel ob eine objectiv richtige oder unrichtige. Jede politische Partei, jede sociale Theorie, jedes religiöse Bekenntniß muß darnach streben, seine Anschauungen maßgebend zu machen, und nur Dem kann es gleichgültig sein, welche Principien die Welt beherrschen, der selbst keine hat. Ein Streben nach Weltherrschaft in diesem Sinne, wäre daher kein Vorwurf, sondern eine Anerkennung, daß der Jesuitenorden wirklich principielle, nicht persönliche Zwecke verfolge, und wir können demnach darüber weggehen.

Der Vorwurf kann aber auch einen anderen und zwar höchst verwerflichen Sinn haben. Er kann bedeuten, daß die Jesuiten mit ihrem Streben nach Weltherrschaft nicht principielle, sondern persönliche Zwecke verfolgen, daß sie, für ihre Personen, die Staaten leiten und regieren wollen, um dieselben in ihrem egoistischen Interesse auszubeuten, Andersgläubige gewaltsam zu unterdrücken u. dgl. Darauf deuten auch die den Jesuiten vorgeworfenen Mittel, Verdummung nach unten, und eine laxe Moral nach oben, denn auf diesen beiden Säulen läßt sich allerdings eine Weltdespotie, wenn auch nur vorübergehend errichten, deren Tendenz die Ausbeutung, deren Ende eine zweite Sündfluth wäre. Ihr Wahlspruch mußte sein: Après nous le déluge [1])! Das ist in der That der Vorwurf, den man den Jesuiten macht, und diesem Vorwurf müssen wir ins Auge sehen.

Wie wir oben dem Vorwurfe des Strebens nach Reichthümern das Gelübde der Armuth entgegengehalten, so sind wir diesmal in der Lage, dem Streben nach Herrschaft das Gelübde des Gehorsams entgegenzusetzen. Es läßt sich doch schwer denken, daß Jemand, der Andere beherrschen will, die

1) Nach uns die Sündfluth.

Herrschaft über sich aufgibt, daß Jemand, der Andern seinen Willen aufzulegen gedenkt, damit beginne, auf diesen seinen Willen zu verzichten. Was soll denn das Motiv bei dem Streben nach Weltherrschaft in den Tausenden und Tausenden von Ordensmitgliedern seit Gründung der Gesellschaft Jesu gewesen sein, wenn jeder Einzelne genau weiß, daß er selbst nach erreichtem Ziele nichts zu beherrschen, sondern immer nur zu gehorchen hat? Wir würden auch hier wieder vor einem psychologischen Räthsel stehen, an dessen Lösung die Liberalen schwerlich sich die Köpfe zerbrechen würden. Sind sie ja doch so denkfaul, daß sie nicht einmal bemerken, wie sie dieses Räthsel aufstellen.

Kommen wir nun zu den einzelnen Vorwürfen, so ist der Erstaunlichste wohl der, daß sich die Jesuiten in weltliche Händel einmengten. Den Vorwurf machen ihnen die Liberalen! Haben denn nur die Herren Hölder und Bennigsen, Bluntschli und Bamberger und ihre Freunde das ausschließliche Recht sich um diese Dinge zu bekümmern? Haben sie ein größeres Interesse daran, wie die weltlichen Händel geschlichtet werden? Sind die Jesuiten in einem Kriege vielleicht neutraler und machen die Granaten einen Umweg, wenn sie in einer bombardirten Stadt auf einen Jesuiten stoßen? Warum sollten gerade sie nicht ihren Einfluß und ihre Gründe in die Wagschale werfen, um die Dinge in eine Bahn zu lenken, die ihren Principien zusagt, während die Liberalen und überhaupt jeder Andere dasselbe zu thun nicht bloß für ein Recht, sondern sogar für eine Pflicht hält? Und das alles gilt für den Fall, daß der Vorwurf begründet wäre, wenn sie sich wirklich, wie die Liberalen sagen, in weltliche Händel eingemischt hätten und noch einmischten. Wenn der Ordensgeneral die Weisung ertheilen würde, sich jeder Einwirkung auf den Gang der Welthändel zu be-

geben und sich ausschließlich dem Heile der Seelen zu widmen, so hätte das doch einen Sinn, man könnte das für klug oder unklug halten, aber jedenfalls wäre eine solche Weisung von seinem Standpunkte aus gerade so berechtigt, als wenn er die gegentheilige Weisung erlassen würde. Wenn aber die Liberalen den Vorwurf erheben, daß er diese gegentheilige Weisung erlassen, so ist das eine Unverschämtheit, die man ohne Preisgebung seiner Würde gar nicht widerlegen, sondern nur zurückweisen kann. Die Jesuiten sind keine Paria, sondern vollberechtigte Staatsbürger, und ob sie auf die Ausübung dieser Rechte verzichten oder nicht, das geht Niemanden etwas an, und Niemand kann ihnen daraus einen Vorwurf machen. In wie weit übrigens sich die Jesuiten in weltliche Händel eingemischt haben, und ob diese angebliche Einmischung zum Segen oder zum Verderben gereichte, das sind Fragen, die einer tieferen historischen Kritik bedürfen, als solche den Tendenzromanen und Tendenzdramen zu Grunde zu liegen pflegt. Solche Dinge sind ja so oberflächlich gearbeitet, daß sie ihrem Verfasser zur Schande gereichen, und die Unwissenheit des sie beklatschenden Publicums in einem Grade blamiren, von dessen Höhe dasselbe in glücklicher Unschuld nichts ahnt. Da hat z. B. ein sicherer Arthur Müller ein auch in ästhetischer Beziehung verpfuschtes Stück geschrieben: „Gute Nacht Hänschen!“ dessen Tendenz es ist, das verderbliche Treiben der Jesuiten am Hofe Maria Theresia's zu schildern. In diesem Stücke hat der Beichtvater der Kaiserin, natürlich ein Jesuit, die für einen Schauspieler sehr dankbare Aufgabe, die incarnirte Intrigue zu sein. Da das Erzeugniß von seinem Verfasser ein historisches Lustspiel genannt wird, so wendete man sich nach Wien, um die historischen Grundlagen desselben zu eruiren, und da ergab sich als Resultat der sorgfältigsten Nachforschungen, daß

der fragliche Beichtvater gar nicht existirt hatte und folglich all seine Einmischungen in weltliche Händel lediglich im Kopfe besagten Herrn Arthur Müller vorgegangen waren. Ein anderes Beispiel: dieser Tage hat die „Kemptener Zeitung" unter der Ueberschrift „der Jesuit" einen Artikel veröffentlicht, der eine schauderhafte Schilderung der Thaten des Jesuitenordens enthält; da ist fast keine Sünde und kein Verbrechen, das er nicht begangen. Als wir die Sache in der „Augsburger Postzeitung," die den Artikel als einen Beitrag zum liberalen Zeitungsstyl mittheilten, lasen, kam uns das alles bekannt vor; und nachdem wir in unserem Gedächtnisse herumgeforscht, wo wir das schon gelesen, fanden wir Folgendes: G. A. v. Maltiz hat ein Gedicht fabricirt, die Walpurgisnacht, das er selbst als Brocken-Nachtstück bezeichnet, ein bloßes Phantasiegebilde. In diesem Gedicht erscheint der Teufel, um dem schlechtesten Kerle einen Preis zu ertheilen. Es bewerben sich um diesen Preis der Krieg, die Wollust und der — Jesuitenorden. Letzterer rühmt sich in dem fraglichen Phantasiestück, aller der Schändlichkeiten, welche die „Kemptener Zeitung," nachdem sie dieselbe wörtlich, nur aus der poetischen Form in die prosaische übertragen, als das Resultat ihrer Studien bezüglich der Geschichte des Jesuitenordens ihren Lesern mittheilt. Eine Probe wird dies beweisen. In der „Kemptener Zeitung" heißt es: „Kinder mit ihren Eltern, Jünglinge und Greise, Jungfrauen und Matronen oft zu Hunderten in einer Schaar wurden hingeopfert auf den rothen Gluthen des Scheiterhaufens." G. A. v. Maltiz läßt seinen wie gesagt, von ihm selbstgeschaffenen phantastischen Jesuiten sagen:

„Haben junge Kinder kaum geboren
Sammt der Aeltern greisem Aelternpaar
Oft zu Hunderten in einer Schaar
Auf des Scheiterhaufens rothen Gluten
Hingeopfert — — —"

Und so geht es den ganzen Artikel und das ganze Gedicht durch. Solchen Gebilden der Phantasie, solchen schamlosen auf die Unwissenheit der Leser basirten Zeitungsartikeln klatscht nun ein verehrliches liberales Publikum Beifall, und schöpft daraus seine Belehrung über die Schlechtigkeit der Jesuiten. Im übrigen entbehrt der Vorwurf auch nicht eines gewissen humoristischen Zuges, und derselbe wird zu Tage treten, wenn wir die Vertreibung der Jesuiten einer kurzen Besprechung unterziehen.

Wir kommen nun auf die laxe Moral, die sich unter der nämlichen Beleuchtung noch viel humoristischer darstellt. Da indessen hier auch ein halbes Dutzend jesuitischer Schriftsteller angeführt wird, so wollen wir vorerst diese wissenschaftliche Seite des Vorwurfes beleuchten. Die fraglichen Schriften sind durchgehends casuistischer Natur und nicht für den Laien, sondern namentlich für den Beichtvater bestimmt. Nicht als ob Dinge darin ständen, welche die Laien nicht lesen dürften, sondern Dinge, welche eben ihrer Natur nach kein Interesse für den Laien haben. So ist ja auch das Corpus juris Justinian's für einen Juristen unbedingt nothwendig, während es einem Handschuhmacher sehr gleichgültig ist; und ein Werk über die beste Construction der Backöfen wird wohl eher für Bäcker und Maurer bestimmt sein, als z. B. für Artilleristen, obschon diese es auch lesen dürfen. So dienen diese casuistischen Schriften als Leitfaden für Beichtväter. Letzterer muß, wenn ihm ein Fall vorgetragen wird, doch wissen, ob derselbe eine Sünde ist oder nicht. In den meisten Fällen wird das schon der gesunde Menschenverstand sagen. Wenn jemand beichtet: ich bin bei meinem Nachbar eingestiegen und habe dessen Wäsche genommen, so weis jedermann, auch ohne casuistische Studien, daß das gestohlen und daher Sünde ist. Es gibt aber auch eine Reihe von Fällen, wo das im höchsten Grade

zweifelhaft ist. Zum Beispiel es trägt jemand folgenden Fall vor: „Ich habe meinem Nachbar etwas zum Aufbewahren anvertraut. Als ich das anvertraute Gut zurückhaben wollte, verweigerte er mir die Rückgabe unter der Erklärung, ich habe es ihm geschenkt. Wir kamen vor Gericht, und das Gericht gab ihm Recht und sprach ihm die Sache zu. Da habe ich mir meine Sache heimlich genommen.“ Da wird es sehr fraglich sein, ob das vor dem Gewissen ein Diebstahl ist oder nicht. Und doch muß der Beichtvater einen Entschluß fassen, er muß dem Mann sagen, ob er in seinem Gewissen verpflichtet sei, die Sache zurückzugeben oder nicht, und muß, wenn ja, sogar die Absolution an die Rückgabe des Gegenstandes knüpfen. Da ist es denn doch von großer Wichtigkeit, wenn der Beichtvater die Ansicht vertrauenerweckender Männer, die über solche Fälle nachgedacht haben, kennt. Und dieser Aufgabe haben sich die Casuisten unterzogen. Sie haben solche zweifelhafte Fälle (Casus) zusammengestellt und das Resultat ihres Nachdenkens beigefügt. Alle diese Fälle halten sich daher streng auf der Gränze des sittlich Erlaubten und sittlich Unerlaubten. Denn was unzweifelhaft in das Gebiet des einen oder des andern gehört, das weiß der Beichtvater kraft eines gesunden Menschenverstandes, dazu braucht er nicht erst eines Casuisten. Da also diese Fälle sämmtlich zweifelhafter Natur sind, wird ein Leser dieser Werke sehr häufig anderer Ansicht sein, als der Casuist, sind ja doch die letzteren selber über viele Fragen nicht einig. Wollte man nun deßhalb schließen, daß die Casuisten laxerer Moral huldigen, weil dieselben nicht in allen Punkten über solche höchst schwierigen Fälle mit einem oder dem andern Leser nicht übereinstimmen, so wäre doch ein solcher Schluß höchst ungereimt. Und dennoch zieht ihn der Liberalismus, ja, er thut sich auf diese Ungereimtheit noch etwas zu Gute. Er gerirt sich, als ob er

der Vertreter einer strengeren Moral sei. Und vergleicht man dann mit dieser moralischen Entrüstung das sittliche Leben so vieler liberaler Faiseurs — geschwind den Mantel christlicher Liebe her, damit wir nicht die gar zu lockende Gelegenheit ergreifen, den Vorhang von Dingen wegzuziehen, über deren moralische Erlaubtheit es wahrlich keines Casuisten bedarf.

In dies Capitel gehört denn auch die Lehre von dem „Königsmord." Die Jesuiten haben den Königsmord gepredigt! Punktum, Sand drauf! Der liberale Philister denkt dann, es seien einmal die Jesuiten auf die Kanzel gestiegen und hätten gesagt: „Bringt Euern König um, das ist ein Gott wohlgefälliges Werk!" Gehört hat das zwar noch keiner, da es aber gesagt wird, so muß doch etwas daran sein. Ja, etwas ist daran, aber was daran ist, das ahnt wiederum der liberale Philister nicht. Ein spanischer Jesuit, Namens Mariana, hat im Jahre 1599 eine staatsrechtliche Abhandlung de rege et regis institutione [1]) in lateinischer Sprache edirt, worin unter Anderem die Frage behandelt worden war, ob es erlaubt seine könne, einen Tyrannen zu tödten. Es ist nun gegen die Könige ein sehr schlechtes Compliment, hier überhaupt von Königsmord zu reden, und so alle Könige schlechthin unter den Begriff eines Tyrannen zu subsumiren. Mariana hat übrigens die Frage bejaht, allerdings unter Verklausulirungen, die unter allen Umständen für das Leben der Könige einen besseren Schutz bieten würden, als die loyalsten Versicherungen der Liberalen. So weit hat die Sache ihre Richtigkeit. Nun aber wird die Geschichte anders. Der Jesuitenorden protestirte gegen diese Ansicht. Der Ordensgeneral ließ, nachdem er Kenntniß von der Abhandlung bekommen, die fragliche Stelle ausmerzen, und im ganzen Orden

1) Vom Könige und dem Königthum.

mißbilligte man die von Mariana ausgesprochene Ansicht im höchste Grade. Doch davon sagen unsere Liberalen kein Sterbenswörtchen. Und warum? O sehr einfach: sie haben von unseren heutigen Regenten eine so geringschätzige Meinung, daß sie glauben, sie könnten dieselben mit solchem Wauwau gegen die Jesuiten hetzen. Und um dies desto besser zu erreichen, begingen sie die Infamie, das Werk Mariana's mit der ursprünglichen, vom Orden verworfenen Ansicht neu drucken und verbreiten zu lassen. Die Wahrheit ist, daß der Jesuitenorden die Erlaubtheit des Tyrannenmordes in entschiedenster Weise bekämpfte und verwarf.

Allerdings, da wir gerade bei den Königsmördern sind, ist der Königsmord gepredigt worden, nur nicht von den Jesuiten. Wir gedenken hier einen Mann anzuführen, der im liberalen Lager schwerlich desavouirt werden wird. Denn es ist der Lieblingsdichter der deutschen Nation. Wir sind stolz auf denselben, unsere Jugend lernt seine Gedichte auswendig und es ist noch nicht ein Jahrzehnt her, da hat ihn die ganze deutsche Nation, die Liberalen natürlich an der Spitze, gefeiert, wie keinen Dichter vor ihm. Es ist Friedrich Schiller.

In seinem „Fiesko" hat er den Verrina als einen Charakter gezeichnet, vor dem jedermann Achtung haben muß, wenn er auch nicht dessen starre republikanische Auffassung theilt. Es muß sich doch jedermann sagen, das ist ein Mann von Charakter. Nun diesen Mann von Charakter läßt Schiller den Tyrannenmord nicht blos vertheidigen, sondern auch üben. Nachdem bereits in Aufzug 2. Auftritt 15. der Entschluß gefaßt ist, die Tyrannen — und der „Tyrann" Andreas Doria ist nicht als ein Schandbube, sondern als ein Ehrenmann vom Wirbel bis zur Sohle geschildert — umzubringen, theilt er im 1. Auftritt des 3. Actes dem Bourgognino mit, daß Fiesko sterben müsse. Und über diesen Entschluß sagt er:

„Wenn ich stolz wäre, ich könnte sagen, es ist eine Qual, der einzige große Mann zu sein," d. h. der einzige, der fähig wäre, so erhabene Entschlüsse, wie diese Morde, zu fassen. Und weiter: „Es gibt Thaten die sich keinem Menschenurtheil mehr unterwerfen, nur den Himmel zum Schiedsmann anerkennen. — Das ist eine davon," nämlich der Tyrannenmord. Im 4. Aufzug, 5. Auftritt, erklärt Verrina ganz trocken, er könne den ersten Mord (an den Doria's) nicht rechtfertigen, wenn er den zweiten (an Fiesko) nicht begehe. Nun könnte man sagen und zwar mit einigem Anschein von Recht, das sei nicht die Ansicht Schiller's, sondern die Ansicht Verrina's. Die Anschauung des Dichters erhelle aus der Tendenz des Dramas, nicht aus den einzelnen Charakteren, aus welchen dasselbe sich aufbaue. Die Tendenz des Dramas „Fiesko" sei aber doch nicht die Verherrlichung des Tyrannenmords. Letzteres ist richtig, ersteres aber können wir in dem Umfange nicht zugeben. Auch die einzelnen Charaktere haben ihre Bedeutung. Wie die Schlechten vom Bösen abschrecken, sollen die Guten zur Nacheiferung anspornen, und Verrina ist als ein sittenreiner, erhabener Charakter geschildert. Aber trotz alledem würden wir auf Schiller nicht zurückkommen, wenn er nur im Charakter des Verrina den Tyrannenmord als etwas Erhabenes hingestellt hätte. Er hat aber auch ein Drama geschrieben, dessen Tendenz die Verherrlichung des Tyrannenmordes ist. Das ist der „Wilhelm Tell."

Hier ist es nicht eine Person, sondern es ist der Gang des Stückes selbst, welcher die That Tell's als eine sittlich erlaubte hinstellt. Wir haben die Motivirung der That in der gräßlichen Zumuthung, die Geßler dem Tell stellte. Er selbst erklärt sie als ein vorbeugendes Schutzmittel für seine Familie.

„Die armen Kindlein, die unschuldigen,
Das treue Weib muß ich vor deiner Wuth
Beschützen, Landvogt!"

Noch mehr, er fühlt sich als das Werkzeug Gottes: Der Kaiser sandte dich nicht hierher,

„Dich jedes Gräuels straflcs zu erfrechen;
Es lebt ein Gott, zu strafen und zu rächen."

Aber auch seinem Lande denkt er den höchsten Dienst zu erweisen und eine That zu thun, die ihm hohe Anerkennung, den schönsten Preis erringen soll:

„Heute will ich
Den Meisterschuß thun und das Beste mir
Im ganzen Umkreis des Gebirgs gewinnen."

Und auf diese drei Gründe gestützt, versteckt er sich hinter einen Hollunderbusch, und erschießt meuchelmörderisch denjenigen, der an Kaisers Statt das Land regiert. Und was erfolgt weiter? Sobald die That ruchbar wird, jubelt ihr das Volk zu, selbst die Weiber weigern sich, dem Sterbenden beizuspringen, und eine hebt ein Kind empor unter dem Rufe:

„Seht, Kinder, wie ein Wütherich verscheidet."

Nachdem im fünften Acte die Vögte verjagt sind, wendet sich Stauffacher, der vorderste Kämpfe um die Unabhängigkeit, an das Volk mit den Worten:

„Wo ist der Tell? Soll er allein uns fehlen,
Der unsrer Freiheit Stifter ist? Das Größte
Hat er gethan, das Härteste erduldet.
Kommt alle, kommt nach seinem Haus zu wallen,
Und rufet Heil dem Retter von uns Allen!"

Und sie ziehen jubelnd zu seinem Hause. Dort war mittlerer Weile ein anderer Mörder erschienen, Johannes Parricida, der mit dem ganzen Stücke gar nichts zu schaffen hat, der förmlich mit den Haaren herbeigezogen ist, lediglich zu dem Zwecke, um den Mord Tells zu glorifiziren.

„Unglücklicher,"

so sagt Tell dem Mörder des Kaisers,

„Darfst du der Ehrsucht blut'ge Schuld vermengen,
Mit der gerechten Nothwehr eines Vaters? . . .
Zum Himmel heb' ich meine reinen Hände,

Verfluche dich und deine That. — Gerächt
Hab' ich die heilige Natur, die du
Geschändet. — Nichts theil' ich mit dir — Gemordet
Hast du, ich hab' mein Theuerstes vertheidigt."

In der letzten Scene wird dann Tell von dem Frohlocken des Volkes empfangen, und alle ohne Ausnahme begrüßen ihn mit dem Rufe:

„Es lebe Tell! der Schütz und der Erretter!"

Da wird sich denn doch nur schwer bestreiten lassen, daß wir es hier mit einer Glorification des Tyrannenmordes zu thun haben; gleichwohl haben wir aber noch keinen Liberalen getroffen, der den Schweizern vorgerückt hätte, ihr gefeierter Nationalheld sei eigentlich ein durch anticipando eingesogene jesuitische Grundsätze verdorbenes Individuum gewesen; und wir haben ebenso wenig irgendwo von einem Liberalen gelesen, daß Schiller den Königsmord predige. Und doch stehen die Werke Schillers in allen Bibliotheken, es ist kein Deutscher, der sie nicht wiederholt gelesen, der die herrlichen Dichtungen nicht hochschätzt; jedes Theater hält es für eine Pflicht der Pietät, eine ganz besondere Sorgfalt auf die Darstellung der Werke dieses Lieblingsdichters unserer Nation zu verwenden. Was haben gelegentlich des Schillerschwindels von einem Decennium die Liberalen nicht alles geredet und getoastet und an Brochüren edirt, daß er aber in seinen unsterblichen Dramen den Königsmord verherrlicht, hat keiner gesagt. War das so unbedeutend, was ereifert man sich so über den Jesuiten Mariana; und ist es so entsetzlich, wie mochten da so loyale Moralisten einen solchen Tyrannenmord-Verherrlicher feiern! Und zudem schrieb Schiller für das ganze Volk, und der Jesuit nur für einen sehr engen Kreis, und zwar für einen Kreis, aus welchem Königsmörder nicht hervorzugehen pflegen. Man benützte zwar zwei Attentate auf Heinrich IV. von Frankreich und Joseph I. von Portugal, um die Jesuiten zu

verdächtigen, aber bis heute ist man den historischen Beweis schuldig geblieben, während namentlich das Attentat auf Joseph I. dem liberalen Minister Pombal auch ohne solchen Beweis die Handhabe bot, sie ihrer Besitzungen zu berauben. Was aber unzweifelhaft historisch feststeht, das ist, daß der unglückliche Karl von fanatisirten Protestanten geköpft wurde, und daß die Jury, welch Ludwig Capet den Kopf vor die Füße legte, aus sehr liberalen Elementen bestand. Was weiter feststeht, ist, daß der Königsmord in den geheimen Gesellschaften Italiens, im Carbonarismus, seine Pflege fand, und Mazzini, der wahrlich kein Anhänger der Jesuiten ist, Meuchelmörder auf Meuchelmörder aussandte, um gekrönte Häupter abzuthun. Was endlich feststeht, das ist, daß heute noch liberale Blätter dem Meuchelmorde Weihrauch streuen, und wir könnten ein sehr verbreitetes liberales Blatt nennen, das sich mit aller Anerkennung über die Attentate auf Napoleon I. ausdrückt! Und wenn in der neuesten Zeit der Präsident der Republick Ecuador, der einzige Vertreter eines souveränen Volkes, der Protest erhob, gegen die völkerrechtswidrige Besetzung Roms, unter dem Dolche der Meuchelmörder verblutete, so waren es ja auch gewiß nicht die Jesuiten, die diese Dolche geschliffen! Wahrlich es steht den Liberalen sehr schlecht an, gegen die Jesuiten den Vorwurf zu erheben, sie cultivirten den Königsmord!

Wir kommen nun auf das beliebte Capitel von der Verdummung des Volkes, die dadurch bewerkstelligt worden sein soll, daß die Jesuiten sich des Erziehungwesens bemächtigten. Das sitzt mir schon wieder der Schalk in der Feder, und die Sache ist wirklich ernsthaft, weil sie geglaubt wird, aber an sich ist der Vorwurf doch gar zu komisch. Sie bemächtigten sich des Unterrichtswesens! Was denkt sich ein verehrliches Publikum dabei? Sie gingen in die Volksschulen, warfen mit polizeilicher Hilfe die ungeheuer aufgeklärten liberalen

Lehrer hinaus, setzten sich auf das Katheder und verdummten! Gemach, so ging das nicht, das ist vielmehr ganz genau der Weg, den man heute die Liberalen einschlagen sieht. Als die Jesuiten sich des Unterrichtswesens „bemächtigten,“ hatten sie die Sache nicht so ganz bequem. Es waren nämlich damals überhaupt die Volksschulen bedeutend seltener als heute. Und wo die Jesuiten sich des Schulwesens bemächtigten, da brachten sie erst das Geld zusammen und gründeten die Schulen. Und wenn einer das Volk verdummen will, so gibt er sich bekanntlich alle mögliche Mühe, Lehranstalten zu gründen, und daß diese Lehranstalten eine stets wachsende Schülerzahl aufzuweisen hatten, daran war offenbar der Umstand schuld, daß die jungen Leute dümmer heraus, als hinein kamen. Wir fragen, ob es nicht sehr komisch ist, daß man solches Zeug vorbringt, und sehr traurig, das man solches Zeug glaubt? Darüber noch ein Wort weiter zu verlieren, wäre verschwendete Tinte. Ein solcher Vorwurf richtet sich nicht blos selbst, er wirft auch überdem ein wenig schmeichelhaftes Licht auf das, was man der Intelligenz eines liberalen Publikums bieten darf, ohne ausgelacht zu werden.

All' das aber, was wir bis jetzt über den Jesuitismus gesagt, wird erst recht illustrirt durch die Geschichte ihrer Austreibung aus fast allen europäischen Staaten in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts.

Das despotische Wort Ludwigs XIV., l'Etat, c'est moi, hatte an allen Höfen Europas sehr geneigtes Gehör gefunden, und dem persönlichen Regimente wurde mit einem an Abgötterei streifenden Cultus gehuldigt. Daß es neben dem Regenten einen Staat, d. h. Land und Leute mit berechtigten Existenzen gebe, daran dachte Niemand; war ja doch gerade der Regent der Staat. Der machte, ohne irgend etwas Böses

zu denken, Gesetze, wie er wollte, entschied Processe, wie er wollte, sperrte Leute ein, wenn er wollte, kurzum that und unterließ, was er wollte. In diese Zeit, in welcher die von dem Regenten, und gar oft auch bloß in seinem Namen geübte Willkür das oberste Gesetz war, in diese Zeit der Intriguen und Maitressen fiel die Vertreibung der Jesuiten. Das ist nun freilich keine Zeit gewesen, die den Jesuiten wenig günstig war. Hätten sie das Volk verdummt und nach oben geschmeichelt und laxe Moral gepredigt, man hätte sie wohl gehegt und gepflegt, aber die Wahrheit des göttlichen Gesetzes verkünden an einem Hofe, der sich nur amüsiren will, und nur nach Serenissimi Launen sich richten zu dürfen glaubte, das ist, um mit dem weisen Nathan zu reden, auch kein Geschäft, das besonders fördert, da werden die Moralisten sehr unbequem, und nachdem einmal Frankreich das Beispiel gegeben und ihnen die Pässe visirt, säumte man nicht, die dortigen Gründe zu adpotiren, wie man bereits die dortigen Sitten adoptirt hatte. Daß aber auf die Vertreibung der Jesuiten hin, die Moral, wo sie lax gewesen, strenger geworden, oder das Volk gescheidter, davon lehrt die Geschichte nichts. Im Gegentheile, sie lehrt, daß vierzig Jahre, nachdem man die unbequemen Moralisten fortschaffte, ein Strafgericht losbrach, das einige hunderttausend Köpfe und zwanzig Jahre Krieg kostete.

So viel über die Zeit, in welcher die Austreibung stattfand; nun zu den Personen, welche sie vollzogen. Auch das ist von nicht geringer Wichtigkeit zur Beurtheilung der Verhältnisse. Wenn der Satz richtig ist: „Sage mir, mit wem du umgehst, und ich will dir sagen, wer du bist,“ so ist auch der andere Satz richtig: „Sage mir, von wem du verfolgt wirst, und ich will dir sagen, wer du bist.“ Der Erste, der die Jesuiten aus seinen Staaten vertrieb, war König Ludwig XV. von Frankreich. Jener Ludwig XV. . . . . .

wir bitten unsere Leser um Entschuldigung, wenn wir, die mit ihnen gewohnt sind, uns im sittlichen Salon zu bewegen, sie nun in die sittliche Cloake hinabzuführen gezwungen sind. Aber kein Gestank soll uns abhalten, in die Tiefe sittlicher Verworfenheit hinabzusteigen, wenn es da unten herauf ein Körnchen Wahrheit ans Tageslicht zu fördern gilt. Es war jener Ludwig XV., der das unter dem Namen Parc des cerfes berüchtigte Institut gründete, in welches die schönsten Mädchen Frankreichs, namentlich vom Lande, theils unter trügerischen Vorspiegelungen, theils unter Anwendung von Polizeigewalt eingeliefert wurden, um als Opfer königlicher Lüste zu dienen. Und an der Spitze der gegen die Jesuiten gerichteten Intrigue stand die am Hofe allmächtige Marquise von Pompadour, die erklärte Hauptmetze des Königs, und der Günstling derselben, der Herzog von Choiseul. Das waren die Leute, die über Mentalreservationen und über die laxe Moral der Jesuiten in sittliche Entrüstung geriethen, das waren die Vorkämpfer, in deren Fußtapfen wir die heutigen Liberalen eintreten sehen. Und die Edicte jener Subjecte sind es, aus welchen die Quelle der Wahrheit für unsere heutigen Liberalen fließt. Was diese sagen, das reproduciren sie, verschweigen aber dabei dem verehrlichen Publikum, aus welchem Brunnen sie ihre Weisheit geschöpft haben. Es würde auch gar zu possirlich lauten, wenn sie sich auf solche Personalien einlassen wollten, wenn sie auseinandersetzen wollten, wie empört Ludwig XV. über die Schmeichler und die Pompadour über die laxe Moral der Jesuiten gewesen! Uns erklären diese Personalien aber gerade die ganze Sache. Daß die Marquise von Pompadour von der Moral der Jesuiten nicht eben erbaut war, ist in ihrem zarten Verhältnisse zum König vollständig begründet, und daß ein König, der jeden ihm Mißliebigen mittelst der

schönen Einrichtung der lettres de cachet in die Bastille steckte, von einem Orden nichts wissen wollte, der, wie man ihn glauben gemacht hatte, den Tyrannenmord für erlaubt hielt, finden wir auch sehr erklärlich, und daß die Creatur einer Pompadour keine Einmischung in ihre größtentheils sehr zweideutigen Händel gerne sah, darf auch Niemanden überraschen, und wenn man schließlich noch bedenkt, daß die Institute des Ordens Geld hatten und der Hof welches für seine kleinen aber kostspieligen Liebhabereien brauchte, so hätte es ja nicht mit rechten Dingen zugehen müssen, wenn man nicht den Jesuiten eines schönen Morgens das Ausweisungsdecret präsentirt hätte. Aus diesem Ausweisungsdecret aber irgendwelche für den Orden nachtheilige Consequenzen zu ziehen, das finden wir mit allem Respect vor der liberalen Intelligenz sehr einfältig.

Es ist dies um so einfältiger, als selbst die neueste Zeit Belege genug zu Handen gibt, mit welcher Ungenirtheit man über die Jesuiten lügt. Da hat sich z. B. vor noch gar nicht langer Zeit in unserer Vaterstadt Mainz folgender Fall zugetragen. In einem liberalen Organe in Darmstadt, der damaligen Hessischen Landeszeitung, stand zu lesen, ein Mainzer Jesuit habe die Frau eines Industriellen um eine Gabe zu irgend einem frommen Zweck angegangen, diese habe ihm erwidert, ihr Gatte sehe das nicht gerne, worauf ihr der Jesuit die Zumuthung gestellt, sie solle das Geld hinter dem Rücken ihres Mannes nehmen und ihm geben, das sei ganz in der Ordnung. Außerdem wurde dann noch nähere Auskunft über den ganzen Vorfall, wenn er bestritten würde, in Aussicht gestellt. Und er wurde bestritten. Der Bischof von Mainz nahm die Angelegenheit sehr ernst, und richtete selbst ein Schreiben an die Redaction der Landeszeitung, mit der

Aufforderung, ihm die nöthigen Anhaltspunkte zu geben, um den Fall untersuchen zu können. Sollte er sich bestätigen, so würde er die Jesuiten aus der Diöcese ausweisen. Und die Landeszeitung? Anfangs sagte sie gar nichts. Später erklärte sie, sie könnte die Namen selbst privatim nicht nennen, weil der Vorfall innerhalb der Familie, in der er sich zugetragen, unangenehm berühren würde, und dabei blieb sie, obgleich selbst die Führer ihrer eigenen Partei das öffentlich für eine jämmerliche Retirade erklärten. Aber die Sache, die so ernst begonnen, wurde noch lächerlicher durch ein Nachspiel, das sie hatte. Ein unbetheiligter Dritter intervenirte mit der Erklärung: wenn sich das auch nicht zugetragen hätte, so hätte es sich doch zutragen können. Denn der Jesuit so und so — folgt hier ein Citat aus dem siebenzehnten Jahrhundert — habe gesagt, die Frau dürfe auch ohne Wissen und Willen des Mannes standesgemäße Almosen geben. Dabei war aber anzuführen vergessen, daß es sich im Fragefalle darum gehandelt hatte, ob die Frau, wenn ein Bettler kommt, zu jedem Stücke Brod oder jedem Sechser, den sie gibt, erst die hohe Genehmigung des Herrn Gemahls einzuholen verpflichtet ist, und der damalige Jesuit hat gemeint, sie könne das auch so thun, denn sie sei die Herrin des Hauses, während, wenn ein Dienstbote von dem Brode oder dem Gelde der Herrschaft solche Almosen geben würde, dies eine Sünde sei, da man nicht über Dinge verfügen dürfe, die einem nicht gehören. Das wurde auch damals dem Herrn erwidert, worauf er stillschwieg, denn diese Ansicht des Jesuiten öffentlich zu bekämpfen, wäre doch den Frauen der Herren Liberalen gegenüber gar zu ungalant und gar zu demüthigend gewesen. Solche Historien werden in unserer Zeit am angeblichen Schauplatze der That selbst erfunden

und öffentlich behauptet und diese würde felsenfest geglaubt worden sein, wenn unser verehrter Oberhirte sich nicht mit der ihm eigenen Energie der Sache der Verleumdeten angenommen hätte; was sollen wir da von den Geschichten halten, die aus entfernten Zeiten und Ländern uns von Leuten mitgetheilt werden, die oft das directeste und persönlichste Interesse an der den Jesuiten nachtheiligen Auffassungsweise haben?

Nehmen wir aber einmal an, die den Jesuiten gemachten Vorwürfe seien in der That begründet, es hätte Mariana den Königsmord gelehrt, es hätten die damaligen Casuisten höchst zweideutige, der Moral verderbliche Grundsätze aufgestellt. Das stände akten- und urtheilsmäßig fest. Was dann? Wären die zwei Dutzend Namen, die man aufbringt, „die Jesuiten" gewesen? Und die Jesuiten von damals wären das die Jesuiten von heute? Was ist das für ein Maßstab. Wir wollen einmal den nehmen und an den Liberalismus anlegen; welche Resultate erhalten wir da? Weil ein liberales Bankhaus Schwindelgeschäfte treibt und Bankrott macht, so besteht folglich die liberale Partei aus Schwindlern; weil irgend ein Liberaler sich eines fleischlichen Vergehens schuldig macht, so protegirt die liberale Partei eine laxe Moral. Ja, dieser Maßstab ergibt ja einen Liberalismus, der dem so viel angefeindeten Jesuitismus auf ein Haar gleicht. Und dabei halten wir uns noch in sehr bescheidenen Grenzen, wir haben doch nur die Gegenwart und Deutschland im Auge, der Liberalismus holt sich seine Belege aus zwei Jahrhunderten und fremden Ländern. Wenn wir so argumentiren wollten, da würden erst Resultate zum Vorschein kommen! Weil das türkische Heer vor Wien unter Mustapha plünderte, darum besteht unser Heer aus Plünderern. Wir müssen unsere Leser

bitten, uns wegen dieser Ungereimtheiten zu entschuldigen. Solche Folgerungen ziehen nicht wir, sondern es ist die liberale Intelligenz, die das zu Markte trägt, nur richtet sie ihre Folgerungen gegen die Jesuiten und da fällt die Ungereimtheit weniger auf, weil sie die Parole des Tages geworden ist.

Im Uebrigen würde der Liberalismus über eine solche gegen ihn gerichtete Argumentation auf's Höchste indignirt sein; und zwar mit Recht. Darum aber sollte er sich auch einer solchen Argumentation über seine Gegner enthalten. Er verlangt nach seinen officiellen Programmen, nach den Gesetzen, die er beschließt oder unterstützt, nach seiner Regierungsweise, kurz nach seinen Worten und seinem Wirken, nicht nach den Worten und dem Wirken einzelner seiner Bekenner beurtheilt zu werden. Das kann der Jesuitenorden aber auch verlangen. Nun lautet das Programm des Jesuitenordens:

1) Erlangung eines höheren Grades christlicher Vollkommenheit; und wir sehen die Mitglieder des Ordens die Gelübde ablegen, und häufig ein glänzendes Leben verlassen, um sich nach Maßgabe dieser Gelübde einzurichten.

2) Ausbreitung des katholischen Glaubens; und wir sehen, wie der Orden Missionäre in alle Weltgegenden hinausschickt, um den katholischen Glauben zu predigen.

3) Widerlegung der gegen die katholische Kirche auftauchenden Vorurtheile, und wir finden da eine enorme Thätigkeit in Wort und Schrift, welche auf die Erfüllung dieser Aufgabe gerichtet ist.

Wenn so die Thaten des Ordens in vollkommenem Einklange stehen mit den Worten seines Programms, so ist Niemand berechtigt, das Programm für Vorwände ganz anderer Zwecke zu erklären. Man kann einem Orden, dessen Mitglieder fast ärmlich wohnen und leben, nicht vorwerfen, daß er Reichthümer sammeln, einem Orden, dessen Mitglieder

den freudigsten Gehorsam leisten, nicht vorwerfen, daß er der Herrschsucht fröhnen, einem Orden, der Schulen und Bibliotheken gründet und eine unendliche Reihe in Kunst und Wissenschaft ausgezeichneter Mitglieder und Schüler aufzuweisen hat, daß er verdummen, einem Orden endlich, dessen Mitglieder sich der strengsten Sittenreinheit befleißigen, und solche predigen, daß er die Moral verderben wolle, und zwar alles dies aus dem Grunde, weil unter den hunderttausend Jesuiten, die der Orden seit seiner Gründung zählt, es vielleicht fünfzig gegeben hat, die dem Orden zur Unehre gereichten.

Und doch hat man es gethan. Auf solche seltene Ausnahmefälle hin, die man durch, wir müssen leider sagen, absichtliche Mißverständnisse einzelner Stellen in gelehrten jesuitischen Werken zu vermehren trachtete, hat man sich im liberalen Lager ein ganzes System des Jesuitismus ausgearbeitet, und mit Hilfe der Presse diese niederträchtige Ausgeburt der Phantasie für den in der katholischen Kirche hoch angesehenen Jesuitenorden ausgegeben. Wir weisen diesen liberalen Jesuitismus mit voller Entschiedenheit zurück. Es ist ausschließlich Euer Werk, das Ihr uns in die Schuhe schieben möchtet. So gehet denn hin, ihr Koryphäen des Liberalismus, zu den Pompadours und den Dubarry's, zu den Ludwigen und Choiseuls und zu all den despotischen und lüderlichen Höfen des vorigen Jahrhunderts, dort findet ihr die Genossen Eurer Thaten und dort werdet ihr auch die Hofmarschälle gleich jenem Kalb in Schillers Drama finden, welche euch den gebührenden Beifall zu spenden nicht ermangeln werden!

Nationalität und Nichtintervention.

Wir haben da zwei liberale Principien auf Einmal. Natürlich versteht der Liberalismus unter einem Princip nicht das, was wir darunter verstehen. Uns ist das Princip die Richtschnur, der Maßstab des Thun und Lassens. Beim Liberalismus ist das anders, ihm ist ein Princip ein guter Vorwand des Thun und Lassens, und zwar ein um so besserer, als wir dann gegen die Consequenz wenigstens nichts einzuwenden haben, während er sich über die Richtigkeit der Principien großmüthig eines Kampfes überhebt. Darüber kommen wir doch nicht überein, sagt er.

Aber auch wenn wir darüber übereinkämen, wenn wir seine Principien als Grundlage unserer Consequenzen nehmen wollten, er wäre uns doch unfaßbar, denn jede ihm unliebsame Consequenz erklärt er als Principienreiterei. So stützt er sich auf Principien, wenn es ihm Vortheil bringt, und über dieselben Principien lächelt er vornehm, wenn sie ihm Schaden bringen. Nur der Nutzen, und zwar der Nutzen des Tages, das ist sein Princip; deßhalb liegt er beständig auf dem Bauche, einzig besorgt, daß der Starke vor ihm stehe, damit er den Staub seiner Füße küsse, und der Schwache hinter ihm, damit er ihn trete. Wird der Starke schwach und der Schwache stark, so dreht er sich wie ein Kreisel, bis er so liegt,

daß er wieder nach Bequemlichkeit Staub küssen und Fußtritte austheilen kann. Das ist das eigentliche Princip des Liberalismus. Und so sehen wir ihn auch vor dem Principe der Nationalität und der Nichtintervention. Wir handeln hier beide Principien zusammen ab, obwohl dieselben äußerlich gar nichts miteinander gemein haben. In den Händen der Liberalen ergänzen sie jedoch einander, sie haben da eine Bedeutung, die ihnen sonst nicht zukommt, und die auch durchaus nicht in ihnen enthalten ist. Sie bedeuten nämlich nicht mehr und nicht weniger als: Die Bestrebungen Italiens, einen Staat zu bilden, sind berechtigt, und wenn deßhalb Lombardei, Venedig, die italienischen Herzogthümer, Neapel und Rom von Victor Emanuel annexirt werden, so ist das ganz in der Ordnung (Nationalitätsprincip) und es hat sich darum Niemand zu kümmern (Nichtinterventionsprincip). Das, und ganz besonders die Annexion Rom's, ist es, was der Liberalismus principiell rechtfertigen will.

Fassen wir einmal diese beiden Principien näher in's Auge.

Was ist Nationalität? Man spricht viel davon, man spricht von einer deutschen, englischen, französischen, spanischen, italienischen Nation. Aber worin besteht das Wesentliche? Gleiche Sitte, gleiche Sprache, gleiche Abstammung, das soll die Nationalität bestimmen, aber bei keiner von allen diesen Nationalitäten trifft das zu. Gleiche Abstammung haben wir alle, wenn wir auf das erste Menschenpaar zurückgehen, die meint aber der Liberalismus nicht. Im Uebrigen gibt es in ganz Europa nur noch Mischvölker. Kelten und Germanen, Slaven und Mauren hat die Geschichte so durcheinander geschüttelt, daß wohl noch das Vorwiegen eines Volksstammes, aber nirgendwo mehr die Stammesgleichheit vorkommt. Und selbst abgesehen von dem sprichwörtlich gewordenen polyglotten Oester=

reich gibt es keine Nation, in welcher durchgängig dieselbe Sprache gesprochen wird, ja die nämliche Sprache hat sich so sehr in Dialekte ausgewachsen, daß einer den andern gerade so wenig versteht, als ob er eine ganz fremde Sprache spräche. Und so verschieden wie die Sprache, so verschieden sind Lebensweise und Tracht, Sitten und Bräuche. Wie kann man da die Staaten bauen wollen nach Nationalitäten! Das soll jedoch nicht ausschließen, daß ein Staat, dessen Bewohner Jahrhunderte lang unter denselben Gesetzen leben, gleichen Schutz genießen, gleiche Lasten tragen, in seinen Bürgern am Ende das Gefühl der Zusammengehörigkeit erzeugt, daß sich in Folge davon die Gegensätze abschleifen, und im Großen und Ganzen eine Gemeinschaft der Interessen, der Anschauungen und Bedürfnisse erzeugt werden kann, die das Gefühl der früheren Stammesgemeinschaft ersetzt, und insofern mag man namentlich bei den größeren Staaten von einem Nationalitätsgefühle sprechen. Es bilden dann eben die Angehörigen eines Staates, wie solcher historisch erwachsen ist, die Nation. Aber nicht umgekehrt kann man die Staaten nach Nationen bilden wollen. Wollte man dies Princip wirklich als Richtschnur nehmen, so müßte das ganze Staatengebäude Europas völlig in Trümmer geschlagen werden. Und wenn die Durchführung möglich wäre, die erste und nächste Folge hiervon würde der Abschluß der einzelnen Nationalitäten sein; der altheidnische Grundsatz der Rechtlosigkeit der Angehörigen anderer Staaten würde wiederkehren, und dasselbe Wort wiederum Feind und Fremdling bedeuten. Denn je gleichmäßiger eine Genossenschaft ist, um so fester hält sie zusammen, um so abgeschlossener steht sie andern gegenüber, um so unwilliger duldet sie fremde Bestandtheile. Das ist ein Naturgesetz, das sich unerbittlich vollzieht in der physischen, wie in der sittlichen Welt.

Und darum hat es Gott gerade so gefügt, daß die Staaten

auf anderen Grundlagen als bloß auf denen der Nationalität sich historisch entwickelten. Nachdem er sich den Menschen als die höchste reinste Liebe offenbart, sollten sie sich auch fühlen als eine einzige, große Familie, und wie seine Wolken und Stürme dahinziehen über die Grenzpfähle, Sonne und Regen hüben wie drüben dieselben sind, so sollen auch die Menschen hüben und drüben dieselben sein, und Grenzvölker gleicher Sprache, gleicher Sitte, gleicher Abstammung das Mißtrauen schwinden machen, und die Staaten einander näher bringen, und wer diese sichtliche Fügung Gottes mit Füßen tritt, begeht eine That, welche die schwersten unheilvollsten Folgen nach sich ziehen wird, mag sein ephemerer Ruhm auch den Glanz der Sonne verdunkeln!

So laut übrigens dieses Princip ausgerufen wird, so wenig ernst ist es gemeint. Um die Annexion Roms zu rechtfertigen, ist es sehr gut, und deßhalb tönen heute alle Posaunen: Nationalitätsprincip. Sollte es aber den Polen einfallen, die Sensen gerade zu schmieden und die Sturmglocken zu läuten, so würden dieselben Posaunen noch viel lauter die Fanfare vom Staatsgerichtshof und dem Belagerungszustand erdröhnen lassen. Wenn wir die Nationalität auf unser Panier schrieben, so würden wir freilich nichts gegen die Annexion Roms einzuwenden haben, wir würden dann aber auch für die Loßreißung Polens eintreten, und würden uns eher als Hochverräther behandeln lassen, als daß wir einem als recht erkannten Principe untreu würden.

Was nun das Nichtinterventionsprincip anlangt, so verhält es sich damit ziemlich ebenso, wie mit dem Nationalitätsprincip. Auch das wird angerufen, wenn man es braucht, und verworfen, wenn es einem Lieblingsplane im Wege steht. So duldet es das Princip nicht, daß man sich in die inneren Angelegenheiten Italiens einmische, gleichviel, welche Rechte

dadurch gekränkt würden, während man pomphaft verkündet, die ganze Macht des vereinigten Deutschland stehe hinter dem verletzten Rechte jedes deutschen Bürgers. Auch hier zweierlei Maß, auch hier das Princip herabgewürdigt zu einem überaus fadenscheinigen Vorwande.

Dazu tritt nun aber noch eine andere Erwägung, die das ganze Princip der Nichtintervention in einem höchst gefährlichen Lichte erscheinen läßt. Wir unsererseits möchten uns nicht schlechthin für ein Princip der Intervention oder Nichtintervention erklären. Wir halten das überhaupt nicht für eine principielle Frage, es scheint uns vielmehr eine Frage der Ehre, eine Frage des Rechtes, eine Frage der Humanität, wenn man will, selbst eine Frage höherer Interessen zu sein, aber keineswegs eine Frage, die principiell mit ja oder nein entschieden werden kann.

Eine Frage der Ehre: wenn ein deutscher Gesandter beleidigt und Genugthuung verweigert würde, würde das Reich dann wohl eine Injurienklage anstellen, oder würden wir uns die Genugthuung holen mit bewaffneter Hand? Sollen wir da von vornherein feststellen, das thuen wir, oder das thuen wir nicht, oder behalten wir uns die Erwägung, was wir thuen, für den einzelnen Fall vor?

Eine Frage des Rechtes: wenn wir einen Staatsvertrag abgeschlossen haben, und der Gegner hält ihn nicht, werden wir zu seinen Gerichten gehen und den Staat verklagen, oder werden wir uns nicht freie Erwägung darüber vorbehalten, ob wir uns unsererseits auch nicht mehr gebunden erklären, oder ob wir den Gegner zwingen, sein Wort einzulösen?

Eine Frage der Humanität: Wenn die Franzosen der Christenschlächterei in Damaskus ein Ende gemacht, wenn die Seemächte die Sklavenschiffe wegfangen, wer will da kommen und sagen: das darf nicht sein?

Eine Frage höherer Interessen: Wenn ein Staat Rüstungen anstellt, die offenbar darauf berechnet sind, einen Nachbarstaat mit Krieg zu überziehen, wenn er Truppen, Proviant, Material, Ambulanzen an der Grenze anhäuft, warum soll der Nachbarstaat sich das nicht verbitten dürfen, warum soll er auch Millionen aufwenden, oder geduldig abwarten müssen, bis der wohlgerüstete Gegner ihm ins Land fällt?

Man sieht in der Interventionsfrage steckt eine andere, die Frage nämlich, ob es eine höhere Rechtsidee gäbe, als diejenige, die sich in den Gesetzesparagraphen der einzelnen Völker finden, ob ein Völkerrecht existire, dem die einzelnen Staaten gerade so sittlich unterworfen sind, wie die einzelnen Individuen rechtlich den Gesetzen ihres Staates.

Wenn es eine solche höhere Rechtsidee, ein Völkerrecht gibt, so folgt daraus naturnothwendig, daß sich jeder Staat darauf berufen, daß er die Achtung desselben fordern, und zu seinem Schutze interveniren kann; denn über dem Staate gibt es keine höhere Macht mehr, die er zu seinem Schutze anrufen kann, er muß daher selbst erwägen, ob er die Verletzung des Rechtes hinnehmen, oder dasselbe, sei es nun durch das Gewicht seines Wortes, sei es durch das Gewicht seines Schwertes schützen will. Wer dies Recht und diese Pflicht leugnet, der leugnet auch das Princip, das zu Grunde liegt, der leugnet die Existenz eines Völkerrechtes. Der darf sich dann aber auch um nichts mehr bekümmern, was außerhalb seiner Grenzpfähle hergeht, und der Brand von Paris ist für ihn nicht eher ein Factum, als bis das Petroleum auch in seiner Hauptstadt angesteckt wird; der kann zwar Gesandte schicken, aber nicht verlangen, daß dieselben besonders geachtet werden, der kann Verträge schließen, aber sie brauchen nicht gehalten zu werden, der begeht keinen Akt internationaler Justiz, wenn er ein Sklavenschiff kapert, sondern See=

raub; er zieht den kleineren und schwächeren Staaten die Basis ihrer Existenz unter den Füßen weg, und beugt die Welt schließlich unter das Gewaltsjoch dessen, der die meisten und bestgedrillten Soldaten zu seiner Verfügung hat.

Heute bereits sehen und fühlen wir, wohin wir mit diesen Principien kommen, ja wohin wir mit diesen Principien gekommen sind. Als der große Vater derselben, Napoleon III., der Welt das Nationalitätsprincip vorlog, da schielte er nach Belgien, ohne daß es ihm deßhalb eingefallen wäre, Elsaß und Lothringen preiszugeben, ja er nahm noch unbeschadet des Princips Savoyen und Nizza dazu, und die Corsen und Kabylen sind doch auch keine Nationalfranzosen. Als er der Welt das Nichtinterventionsprincip vorlog, stand er gerade im Begriff, mit 200,000 Mann in dem österreichisch-sardinischen Krieg zu interveniren. Und inzwischen hat die Militär- und Steuerlast Europa's wahrhaft entsetzliche Dimensionen angenommen. Der deutsche Bund statuirte ein Bundesheer von 300,000 Mann, und einen Belagerungspark von 100 Kanonen hielt man für genügend. Heute stellt Deutschland außer Oesterreich zwölfmalhunderttausend Mann, und alle Staaten Europa's sind dieser entsetzlichen Steuerlast und Rekrutenpresse gefolgt: weil eben jeder den Schutz des Rechtes schwinden sieht, und ihm nichts übrig bleibt, als möglichst gerüstet dem Anprall der Gewalt, den er über kurz oder lang voraussieht, Widerstand zu leisten.

Legen wir nun den Maßstab der Nationalität und Nichtintervention an die italienischen Verhältnisse an. Unser Liberalismus gebraucht sie ja hauptsächlich mit Rücksicht auf dieselben, sehen wir, ob sie wenigstens in liberalem Sinne auf dieselben angewendet werden können. Nicht einmal das!

Es gibt zwar eine italienische Sprache; wenn sich aber Italien auf dem Umfang des Sprachgebietes aufbauen sollte,

dann wären alle Nachbarvölker bedroht. Frankreich, die Schweiz, Oesterreich, ja weiter Griechenland, selbst die Levante, müßten beisteuern, um die neue Mittelmeermacht zu constituiren. Das wird aber weder behauptet, noch gewollt. Man spricht deßhalb von einer italienischen Nation, die wohnen soll in dem Lande, das wir heute als Italien bezeichnen. Nun ist das zwar ein geographischer Begriff, aber eine italienische Nation hat es nie gegeben. Es gibt kein Land, das von einer gemischteren Bevölkerung bewohnt wäre, als gerade Italien; Hetrusker und Lateiner, Pelasger und sennonische Gallier, Phönizier, Gothen und Longobarden, Griechen, Spanier und Mauren, das sind die Völker, die heute noch bunt durcheinander gewürfelt, Italien bewohnen; Völkerschaften, verschieden an Abstammung und Sitten, Völker, die, seit das eiserne Joch des heidnischen Rom brach, niemals einen Staat gebildet haben, oder auch nur bilden wollten. Was man heute von der Italia una redet, ist eitel Schwindel; heute noch ist der Piemontese dem Neapolitaner ein Barbar, und die Einheit Italiens ist eine Idee, die lediglich dem Carbonarismus, aber nimmermehr dem italienischen Volke angehört. Es gibt einen König von Sardinien, der mit seinem Königreiche, die Theile des italienischen Sprachgebietes, die auf der Landkarte als Italien bezeichnet werden, durch Mittel, die wir an dieser Stelle nicht kritisiren wollen, sich angeeignet, der sich den Titel König von Italien beigelegt hat, und der nun über ein aus den verschiedensten, selbst heterogensten Elementen zusammengesetztes Mischvolk herrscht, das sich wohl Italiener nennen mag, das aber nimmermehr als eine italienische Nation betrachtet werden kann. Wenn es aber keine italienische Nation gibt, so kann es auch keinen italienischen Nationalstaat geben, und wenn wir also selbst das Königreich Italien, wie es bis zur Annexion Roms bestand, nicht bloß thatsächlich, son=

dern auch rechtlich anerkennen wollten, wenn wir selbst das Princip der Nationalität als richtig zugeben wollten, so würde damit die Annexion Roms doch keine innere nationale Angelegenheit Italiens gewesen sein, weil es eine italienische Nation nicht gibt, und das Königreich Italien seine Grenzen überschritt, als es die Annexion gewaltsam in's Werk setzte. Selbst unter diesen Voraussetzungen, die wir aber noch lange nicht zugeben, wäre die Frage immer noch eine internationale, keine innere italienische. Und bezüglich internationaler Fragen bestreitet ja selbst der Liberalismus wenigstens heute noch nicht ein Recht der Intervention. Wir stehen also ganz einfach vor der Frage, ob Ehre, Recht, Humanität oder deutsche Interessen eine Intervention fordern, oder wenigstens gestatten.

Wir müssen diese Frage nach allen vier Richtungen hin unbedingt bejahen. Eine Intervention des deutschen Reiches, welche auf Wiederherstellung des Kirchenstaates abzielt, wäre eine Pflicht der Ehre, des Rechtes, der Humanität und des Interesses.

Eine Pflicht der Ehre; welche Ehrenpflicht liegt dem Starken näher, heiligt mehr die Fülle der Kraft, die ihm Gott beschied, als der Schutz des Schwachen? Hat ja doch der Schwache nichts anderes zum Schutze seines verletzten Rechtes als den Appell an die Ehre des Starken!

Eine Pflicht des Rechtes; denn die deutschen Katholiken haben ein Recht darauf, ein in allen Verfassungen garantirtes Recht, in ihrer Religion geschützt zu werden. Dazu gehört aber unbedingt die Freiheit ihres geistliches Oberhauptes. Und wer die antastet, tastet das Recht der deutschen Katholiken an, und das Recht der deutschen Katholiken ist ein deutsches Recht; so gut und noch viel besser als jeder deutsche Kaufmann, den ein fremder Staat in seinem Rechte gewaltsam verkürzt, zum

Schutze dieses Rechtes die Intervention des Reiches anrufen kann: eben so gut können auch das die deutschen Katholiken, und sie brauchen sich wahrlich deßhalb den Reichsschutz nicht schmälern zu lassen, weil ihr Recht unendlich höhere Interessen berührt, als sich zählen und messen lassen.

Eine Pflicht der Humanität; während die italienische Regierung sich darauf beschränkt, fremdes Gut sich anzueignen, friedliche Geistliche aus ihrem Obdach zu treiben, und Bälle im Quirinal zu arrangiren, treibt es der Pöbel wilder. Er prügelt und verwundet und tödtet die Leute, die ihm nicht anstehen, demolirt Fenster und Thüren, und beginnt das Petroleum zu handhaben. Diesem anarchischen Zustande ein Ende zu machen, Ruhe und Frieden der ewigen Stadt zurückzugeben, wäre wohl eine Pflicht der Humanität.

Eine Pflicht höherer Interessen; es ist gefährlich, ein Präcedenz zu schaffen für die Annexion der französischen Schweiz und Belgiens durch Frankreich. Es ist noch in viel höherem Grade gefährlich, den Grundsatz anzuerkennen, daß die ewige Basis des Rechtes, die Heiligkeit des gegebenen und verbrieften Wortes weichen muß vor den momentanen Strömungen des Tages, die heute dahin, morgen dorthin führen, die heute das Staatsschiff munter und wohlgemuth auf ihrem Rücken tragen, und morgen mit dem gewaltigen Schwall ihrer Wogen gegen es anstürmen. Es ist höchst gefährlich, dem Fortschritte so weit zu folgen, bis auch die Grenzen des Völkerrechts weit hinter uns liegen, und nichts mehr da ist, als eine unendliche Wüste voller Bayonnette und Kanonen, und das Menschengeschlecht keinen Schritt vorwärts, rechts oder links machen kann, ohne bis über die Knöchel im Blute zu waten.

Wenn wir aber das Recht und selbst die Pflicht der Intervention unbedingt bejahen, so ist es eine ganz andere Frage,

ob auch die Möglichkeit einer bewaffneten Intervention gegeben ist, und diese müssen wir ebenso unbedingt verneinen. Deutschland ist nicht in der Lage, einen Krieg mit Italien zu führen, und dies zwar schon um deßwillen, weil unsere Grenzen nirgendwo Italien berühren, weil wir also nur auf dem Seewege Truppen, Material und Proviant hinschicken können, und die hierzu nöthigen Seestreitkräfte uns abgehen. Es wurde deßhalb schon aus diesem Grunde von katholischer Seite nirgend das Reich um bewaffnete Intervention angegangen, und wenn trotzdem der Liberalismus bei der letzten Parlamentswahl in die Welt hinaus behauptet hat, die Katholiken beabsichtigen das deutsche Reich zu Gunsten Roms in einen Krieg mit Italien zu verwickeln, so ist das eine jener bodenlosen Lügen, die zudem so einfältig ist, daß nur ein liberaler Faiseur sie gebrauchen konnte, um damit ein liberales Publikum schnöde hinter das Licht zu führen.

Etwas anderes ist es aber, nicht kriegerisch interveniren, etwas anderes ist es, gar nicht zu interveniren. Was wir verlangten, das war ein offener entschiedener Protest gegen eine Gewaltthat, wir verlangten, daß der deutsche Kaiser seine Stimme erhebe für das Recht! Und das hat seitens der Reichsregierung seine bureaumäßige Erledigung gefunden.

Noch bescheidener trat die katholische Fraction des Centrums im Parlamente auf. Diese verlangte etwas Positives überhaupt nicht. Sie verlangte nur, daß ein mit den Haaren herbeigezogener Satz, den die Liberalen in die Antwortadresse auf die Thronrede hineinsetzten, wegbleibe, weil er so gedeutet werden konnte, als ob sie damit stillschweigend das Recht der Annexion Roms anerkannt hätten. Und selbst mit diesem über alle Maßen bescheidenen Begehren, wurden sie von den Liberalen niedergestimmt.

Nach dem, was wir inzwischen erlebt. scheint es, als ob

die katholische Kirche einer Sturm- und Drangperiode entgegengehe. Denn nicht nur, daß man zum Schutze ihres Rechtes nicht intervenirt, daß man sich ausschließlich zu diesem Behufe mit der Heiligkeit eines selbst gemachten Nichtinterventionsprincips umgibt, beginnt man trotz dieses Rüstzeugs recht munter in die inneren Angelegenheiten der katholischen Kirche und zwar namentlich dann zu interveniren, wenn diese Intervention in den Reihen der Katholiken Verwirrung anzurichten geeignet ist. Während man in das Heiligste der Religion, in den Glauben intervenirt, betont man das Nichtinterventionsprincip. Wir werden ja sehen, wohin das am letzten Ende führt. So viel ist uns klar, die Worte Schillers:

„so muß Gott uns helfen
Durch unsern Arm!"

könnten eine zwar nicht revolutionäre, — denn die Revolution perhorresciren wir unter allen Umständen, — aber gerade durch das Beharren auf dem gesetzlichen Wege recht tiefgehende Bedeutung gewinnen. Man zwingt uns, indem man unser Recht schutzlos läßt, auf unsere Fahnen den Wahlspruch zu schreiben:

Gott und das katholische Volk!

und der Geltendmachung dieses Wahlspruchs jede andere Rücksicht nachzusetzen. Daß uns schließlich der Sieg bleibe, scheint uns dabei nicht im mindesten zweifelhaft. Denn wir sind stark dadurch, daß wir Grundsätze haben, die wir nie verleugnen; solche hat der Liberalismus nicht, und — dem Starken gehört die Welt.

Altkatholicismus und Neukatholicismus.

Wie die freie Kirche im freien Staate das jüngste Kind des Liberalismus auf politischem Gebiete ist, so ist der Altkatholicismus das jüngste Kind des Liberalismus auf religiösem Gebiete. Und für dieses Kind tritt er mit einer Heftigkeit in die Schranken, daß wir uns von vornherein des Mißtrauens gegen die Katholicität seines Altkatholicismus nicht erwehren können. Wir haben bereits genug Worte des Liberalismus kennen gelernt, um zu wissen, daß Worte in seinem Munde nur Schall sind, und daß man sich niemals das Wort, das er gebraucht, sondern stets die Sache, die er damit bezeichnet, näher ansehen muß.

Und was bezeichnet er mit dem Worte „Altkatholicismus“? Er behauptet, damit den reinen katholischen Glauben zu bezeichnen, wie derselbe vor seiner Entstellung durch das Unfehlbarkeitsdogma gewesen sei, während er im Gegensatze davon diejenigen als Neukatholiken bezeichnet, welche diese „neue Lehre“ annahmen, und somit den alten katholischen Glauben fälschten.

In diesen Kampf trete ich nun als Laie ein. Die Theologie als Wissenschaft ist mir fremd, und bezüglich meiner Religion verfüge ich über keine weiteren Kenntnisse als diejenigen, die mir der Katechismus verschafft hat. Nun kommen da sehr gelehrte Theologen und führen eine ganze Menge Gründe für und wider ins Gefecht, und ich komme daher als einfacher

Laie, mitten in den Kampf, und führe kein anderes Rüstzeug mit, als meinen gesunden Menschenverstand, mit dem ich gegen den Liberalismus, und am Ende auch gegen hochgelehrte Theologen zu Felde ziehen will. Und doch dürfte es vielleicht gar nicht uninteressant sein, auch einmal zu hören, was

von allem Wissensqualm entladen

der gesunde Menschenverstand zu der fraglichen Geisterschlacht sagt.

Altkatholicismus, reine Religion — Neukatholicismus, gefälschte Religion; zwischen beiden steht als Cherub mit dem flammenden Schwert die Unfehlbarkeit des Papstes. Das ist doch ein merkwürdiges Ding. Wenn die Unfehlbarkeit der Stein des Anstoßes ist, so konnten ja doch auch die Angriffe des Liberalismus erst begonnen haben, als die Debatte über die Unfehlbarkeit begann. Denn der Liberalismus wird doch nicht den Vorwurf auf sich sitzen lassen, daß er die reine Religion bekämpft habe. Dem entsprechen aber durchaus nicht die Thatsachen. Denn mit nicht minderer Entschiedenheit als heute hat der Liberalismus die katholische Religion längst bekämpft, ehe die Unfehlbarkeit als Dogma definirt worden war, er hat also genau dasjenige auf Tod und Leben angefeindet, was er heute die reine Religion nennt. Dieselben Priester, die er heute als ehrwürdig, aufgeklärt, als Säulen der Wissenschaft feiert, hat er vordem als verächtlich, als verdummt, als Säulen des Ultramontanismus bezeichnet. Und dabei behauptet er, daß diese Priester ganz dieselben geblieben sind wie früher, sie haben die wahre Religion sich ungetrübt erhalten, während die anderen, die er ganz wie früher noch fortwährend verdummte Fanatiker nennt, den Glauben geändert, beziehungsweise gefälscht haben. So behauptet der Liberalismus denn von den Einen, über welche er sein Urtheil geändert hat, daß sie dieselben geblieben, und von den Anderen, bezüg-

lich deren er bei seinem Urtheile beharrt, daß sie sich geändert hätten. Das ist das Erste, was dem gesunden Menschenverstande auffällt.

Das zweite hängt eng damit zusammen. Wenn die Anhänger des Liberalismus der Ansicht sind, daß die katholische Religion vor ihrer Fälschung durch die Unfehlbarkeitslehre die reine und wahre war, so müssen sie doch auch eifrige Anhänger dieser Religion gewesen sein. Aber auch dem widersprechen die Thatsachen. Zu 90% sind die sogenannten Altkatholiken, soweit sie überhaupt nicht anderen Bekenntnissen angehören, Katholiken, die sich niemals um die Vorschriften ihrer Religion gekümmert, Katholiken, die nicht zur Beicht und nicht zur Communion gegangen, Katholiken, für die weder Fastengebot noch Sonntagsheiligung bestand, kurzum, Katholiken, an denen der Liberalismus schon längst seine Freude hatte. Höchstens zehn Procent, und wir glauben da sehr hoch zu greifen, dürften solche Katholiken sein, die durch die Unfehlbarkeitslehre, und namentlich durch die liberalen Entstellungen dieser Lehre an ihrem Glauben irre wurden, und die wohl ihrer großen Mehrzahl nach, nachdem sie ihren Irrthum erkannt, zur katholischen Kirche zurückkehren werden, wie sie dies theilweise schon gethan haben. Das ist das Zweite, was dem gesunden Menschenverstand auffällt.

Wenn der Liberalismus die Unfehlbarkeitslehre als einen neuen Irrthum, als eine neue Thorheit der katholischen Kirche bekämpfte, der gesunde Menschenverstand könnte das begreiflich finden.

Wenn die 10% Katholiken, welche durch diese Lehre an ihrer Kirche irre wurden, sich zusammenthäten, um diese Lehre zu bekämpfen, und der Liberalismus sie in diesem Kampfe um diese specielle Lehre unterstützte, so würde der gesunde Menschenverstand auch das noch begreifen.

Aber wenn der Liberalismus die ganze katholische Religion mit Ausschluß dieser Lehre lobt, vertheidigt und in Schutz nimmt, wenn die zehn Procent Katholiken einen solchen Bundesgenossen, der bis gestern alles schmähte und bekämpfte, was ihnen theuer und heilig war, annehmen; das kann der gesunde Menschenverstand nicht begreifen, oder doch wenigstens nur unter der Annahme begreifen, daß das kein ehrlicher Kampf ist, den der Liberalismus führt, keine ehrliche Bundesgenossenschaft, die er anbietet.

Und so ist es auch. Mir wenigstens ist die Sache klar. Die Unfehlbarkeit bekämpft der Liberalismus, den Katholicismus meint er. Die Wucht seiner Hiebe sucht er dadurch zu verstärken, daß er sich den Anschein gibt, als ob er nicht den Katholicismus bekämpfte, sondern nur die Unfehlbarkeit, und zu diesem Behufe hüllt er seine Angriffe in das Gewand eines von ihm selbst erdachten Alt-Katholicismus. Daß er heute gerade die Unfehlbarkeit bekämpft, ist rein zufällig, er würde mit demselben Eifer jedes andere Dogma bekämpfen, das ihm zu einem Kampfe die geeignete Handhabe böte; gerade die Unfehlbarkeit ist ihm nun das geeignetste Kampfobject. Er meint, das sei ein neuer Glaubenssatz, der lasse sich leichter bekämpfen, als ein anderer alt hergebrachter; er zieht schreckliche Folgerungen für den Staat daraus und glaubt sich daher in diesem Kampfe der Mithülfe der Staatsgewalt versichern zu können. Er findet eine Gährung unter den Katholiken selbst vor, die er ausbeutet und für sich verwerthen kann. Deßhalb das Geschrei über die Unfehlbarkeit. Im Uebrigen gilt ihm jeder Glaubenssatz vollkommen gleich. Denn er weiß sehr wohl: hat er einen einzigen Satz, gleichviel welchen, aus dem Gefüge des katholischen Glaubens herausgebrochen, so folgen die anderen von selbst. Denn jeder Glaubenssatz beruht auf göttlicher Offenbarung, und ist ein

einziger falsch, so hat sich die göttliche Offenbarung als eitler Dunst erwiesen, und dann ruhen auch alle anderen nicht mehr auf göttlicher, sondern auf menschlicher Grundlage, sie unterliegen wie alles Menschliche dem Wechsel der Anschauungen, und die Wissenschaft, die menschliche Vernunft hat über sie zu Gericht zu sitzen. Das sagt einfach der gesunde Menschenverstand, der es bis hierher ganz dahin gestellt sein läßt, ob die Unfehlbarkeitslehre gegründet ist oder nicht.

Der gesunde Menschenverstand sagt aber noch ein Weiteres: Das Feldgeschrei: Hie Altkatholicismus! Hie Neukatholicismus! ist ein völlig verlogenes, denn es bezeichnet eigentlich gar nicht einmal zwei Parteien. Denn entweder ist der Neukatholicismus im Recht und in der Wahrheit, dann ist der Neukatholicismus gerade der Altkatholicismus, denn dann lehrt ja gerade der Neukatholicismus die alte katholische Lehre; oder er ist im Irrthum, und dann ist der Altkatholicismus gar nicht einmal im Stande, zu sagen, was altkatholische Wahrheit sei. Denn wenn der Katholicismus diesmal im Irrthum war, so kann dasselbe auch bei allen früheren dogmatischen Anlässen gewesen sein, und dann fällt ja mit dem neuen katholischen Glauben auch das ganze Glaubensgebäude des alten katholischen Glaubens zusammen.

Alle diese Dinge sagt uns der gesunde Menschenverstand. Es ist keineswegs nothwendig, daß man ein Theologe oder ein Katholik sei, man braucht nur den von Seiten des Liberalismus gegen dies Dogma geführten Kampf aufmerksam und unbefangen zu betrachten.

Die Frage dagegen, ob die Lehre von der Unfehlbarkeit wahr oder falsch sei, vermag menschliche Vernunft nicht zu entscheiden, das haben expressis verbis selbst die Väter des Concils nicht entschieden, sondern diese haben gesagt, daß diese Lehre eine von Gott geoffenbarte sei, und wenn daher Leute,

die sonst als grundgelehrte Theologen einen europäischen Ruf besaßen, heute die Staatsgefährlichkeit dieser Lehre denunciren, so gehen sie in ihrer menschlichen Verkehrtheit so weit, daß sie eigentlich die Polizei instigiren, einen Steckbrief hinter dem lieben Gott her zu erlassen, weil er das katholische Volk gegen die hohe Obrigkeit aufgewiegelt habe, Verbrechen, welches in Paragraph so und so viel des Strafgesetzbuches vorgesehen sei. Und als Zeugen in dieser hochwichtigen Staatsaction würden die Väter des Concils vorzuladen sein. Sollte ich durch diese Profanation jemanden ein Aergerniß gegeben haben, so bitte ich um Verzeihung. Wenn ich aber die ganze Verkehrtheit einer vom Liberalismus ausgenutzten Richtung schildern will, darf ich mich auch der Anführung profanirender Consequenzen nicht entziehen.

Im Uebrigen habe ich mich stets gewundert, daß man heute noch große Bücher schreiben kann, um die Wahrheit dieser Lehre anzugreifen oder zu vertheidigen. Ich begreife es wohl und finde es sehr am Platze, daß man solche Untersuchungen vor Definition des Dogmas anstellte, aber jetzt ist mir, obwohl ich doch nur ein Laie bin, die Sache sehr klar. Daß die lehrende Kirche in Entscheidung von Glaubensfragen unfehlbar ist, darüber ist ja unter Katholiken niemals ein Zweifel gewesen. Was braucht denn da noch bewiesen, und was kann denn da noch bestritten werden, wenn eine solche Entscheidung vorliegt? Der Inhalt der Glaubensentscheidung kann doch jetzt nicht mehr discutirt werden, wo er in unfehlbarer Weise entschieden ist. Der ganze Kampf kann sich vernünftiger Weise jetzt nur noch darum drehen, ob der Satz in unfehlbarer Weise entschieden ist, und erst, wenn diese Frage verneint werden könnte, dürfte die Untersuchung selbst wieder eröffnet werden.

Das wird denn auch auf liberaler Seite gefühlt, und

während die auf den großen Haufen berechnete Tagespresse fortfährt, über den Papst-Gott oder -Götzen, über den gotteslästernden Wahnsinn eines kindischen Alten in Rom, über die Theaterblitze des Vaticans und die unfehlbaren Quertreibereien der Jesuiten aus allen Tonarten loszuziehen, befaßt man sich für das gebildete Publikum mit Beantwortung der Frage, ob denn das Concil eigentlich ein rechtmäßiges gewesen sei. Man verneint diese Frage wenigstens bezüglich der Unfehlbarkeit, und zwar aus dem Grunde, weil dasselbe nicht frei gewesen wäre. Und frei wäre es deßhalb nicht gewesen, weil nicht alle Redner hätten zu Worte kommen können und die Abstimmung durch Versprechungen und Drohungen Seitens der römischen Curie, die in der ganzen Frage nur das Mundstück der Jesuiten gewesen, beeinflußt worden sei.

Das sind nun wieder thatsächliche Fragen, bezüglich deren ich weiter nichts zu Rathe zu ziehen habe, als ehrlichen gesunden Menschenverstand. Von vornherein gebe ich zu, daß die conciliare Entscheidung keinen Werth hätte, wenn dieselbe unfrei gewesen. Das kann aber nicht durch Behauptungen, sondern nur durch Beweise erhärtet werden. Wenn das Concil einmal ordnungsmäßig einberufen und zusammengetreten ist, so ist es bis zum Beweise eines wesentlichen Mangels ein ordnungsmäßiges, und seine vom Papste bestätigten Beschlüsse haben diejenige bindende Macht und Unfehlbarkeit, die ihnen die Kirche zu allen Zeiten beigelegt hat. Aus dem Grunde, daß das Concil eine Meinung verwirft, die ich habe, kann ich nicht schließen, dasselbe sei unfrei gewesen; umgekehrt erst muß ich die Unfreiheit beweisen, und dann kann ich daraus schließen, daß meine Meinung vielleicht doch die richtige sei. Dies im Allgemeinen.

Im Speciellen beruft man sich auf die Beschränkung der Redefreiheit. Ja, die Freiheit der Debatte besteht ja doch in

ihrem Wesentlichen nicht darin, daß jeder auf die Tribüne steigt, und unter Entfaltung oratorischer Talente den Gegner für seine Ansicht zu gewinnen, oder zu bestechen hofft; das Wesentliche besteht ja doch darin, daß der Versammlung kein Grund vorenthalten wird, der zur Ergründung und Beleuchtung der Wahrheit dient, und in dieser Beziehung hat thatsächlich vollständige Freiheit der Debatte geherrscht. Man hat anfangs jeden Redner selbst seine Gründe vorbringen lassen, und hörte dieselben wochenlang an, obwohl es sich um ein Thema handelte, auf das Jeder bereits vorbereitet war, über welches bereits eine ganze Literatur bestand, das jeder bereits auf das Reiflichste erwogen, ehe der erste Redner die Tribüne bestiegen. Aber als sich immer neue Redner meldeten, als die Debatte sich in das Unendliche zu verlängern drohte, ohne daß noch neue Gesichtspunkte zur Sprache gekommen wären, da hat man nicht, wie das bei jeder anderen Versammlung ohne Beschränkung der Redefreiheit der Fall gewesen wäre, gesagt: Wir sind jetzt hinreichend orientirt, wir wollen zur Abstimmung schreiten: nein, man hat sämmtliche Väter, die sich zum Worte gemeldet, eingeladen, ihre Reden einer Commission zu unterbreiten, welche das Material zusammenfassen und der Versammlung mittheilen sollte, und stellte den einzelnen Rednern, welche in diesem Auszuge ihre Gedanken nicht hinreichend ausgedrückt fänden, frei, dazu ihre Bemerkungen zu machen. Aber auch das geschah nur in der Generaldebatte. In der Specialdebatte erhielt jeder, ohne Ausnahme, das Wort, der sich um dasselbe gemeldet. Nun fragen wir, welcher vernünftige Mensch kann da noch von einer Beschränkung der Redefreiheit sprechen?

Und doch hat diese Behauptung, wenn auch keinen Grund, doch wenigstens einen Anlaß. Aber selbst dieser fehlt bei der zweiten Behauptung, daß die Abstimmung der Väter durch

Drohungen und Versprechungen beeinflußt worden sei. Dafür wird nicht nur kein Beweis, sondern nicht einmal der Schatten eines Anhaltspunktes beigebracht. Daß die Jesuiten die Definition betrieben haben, ist eine Behauptung, die völlig in der Luft schwebt. Wenn sie es aber gethan hätten, was hätten sie dann Böses gethan? Wo in aller Welt ist denn das verboten, irgend eine Lehrmeinung der Entscheidung des Concils zu unterbreiten? Wenn sie die Unfehlbarkeit vertheidigten, haben sie da etwas mehr oder etwas anderes gethan, als Diejenigen, welche sie angriffen? Daß die römische Curie durch Drohungen oder Versprechungen auf die Bischöfe einzuwirken versucht habe, ist eine zweite Behauptung, die völlig in der Luft schwebt. Was hat sie gedroht und versprochen? Wem hat sie gedroht und versprochen? Ein einziges Beispiel, ein einziger Namen von den Fünfhundert, die für die Unfehlbarkeit gestimmt? Man muß uns die Antwort schuldig bleiben. Aber wenn man uns die Antwort nicht schuldig bleiben müßte, wenn man uns Fälle aufzählen, mit Tag und Datum und Unterschrift belegen könnte, so wäre damit immer noch nicht das sicher gestellt, worauf es ankommt. Denn es wäre nicht genug, daß die Versuchung an die Bischöfe herangetreten sei, die Bischöfe müßten der Versuchung auch unterlegen sein. Es müßte sicher gestellt sein, daß sich die Bischöfe hätten einschüchtern oder verführen lassen. Denn nur dann wäre das Votum wirklich ein unfreies gewesen. Nun kann man nicht einmal die Behauptung erhärten, daß ein Versuch gemacht worden ist, geschweige denn, daß der Versuch zum Ziele geführt, daß er durchgedrungen ist. Was sind das Alles für jämmerliche Behauptungen!

Ja, nun kommt aber der gesunde Menschenverstand weiter und fragt: Was kann denn eigentlich die römische Curie versprechen? Was kann sie androhen?

Geld! Macht! Würden kann sie versprechen.

Gut!

Geld! Die Bischöfe bringen der Curie Geld, aber nicht umgekehrt. Die Curie hat selbst nichts, wenn der Peterspfennig aufhört.

Macht! Ja, wir lesen ja aber in allen Schriften gegen die Infallibilität, daß die Bischöfe dadurch zur bloßen Regierungsmaschine des Papstes degradirt werden, daß sie also ihre Macht verlören.

Würden! Die bischöfliche Würde ist die höchste. Es kann da vielleicht einer oder der andere zum Cardinal ernannt werden, aber selbst dieser Grund würde ja doch bei den Cardinälen, die für die Unfehlbarkeit gestimmt, wegfallen.

Und womit kann die Curie den Bischöfen drohen? Es liegt ganz und gar nicht in der Macht der Curie, den Bischöfen etwas Böses zuzufügen. Sie kann dieselben nicht absetzen und nicht versetzen, der Bischof bleibt Bischof sein Lebenlang, er hat von Rom nicht das mindeste zu hoffen oder zu fürchten, und kein anderes Band knüpft ihn an Rom, als das Band des Glaubens und der Liebe.

Wenn also das Concil ein rechtmäßig berufenes, was ja nicht bestritten wird, wenn es in der Abstimmung ein freies, was vergeblich zu bestreiten versucht wird, wenn die Beschlüsse des Concils vom Papste bestätigt sind, dann haben wir nach dem von keiner Seite angefochtenen Glauben der katholischen Kirche im Ausspruche des mit dem Papste vereinigten Concils eine Manifestation des heiligen Geistes zu verehren; wir haben nicht mehr mit Vernunft zu prüfen und zu discutiren, sondern uns im Glauben zu unterwerfen.

Das ist nun etwas, was der Liberalismus nicht begreift. Er legt den Maßstab eines Parlamentes an das Concil an. Im ersteren allerdings wird die Minorität überstimmt, aber

nicht in ihren Ansichten rectificirt. Die Minorität fügt sich zwar, jedoch mit dem Vorbehalte, bei nächster Gelegenheit ihre Anschauungen, und dann vielleicht mit besserem Erfolge zur Geltung zu bringen. Und in der That, es wäre charakterlos, wollte sich ein Mann von seinen Ansichten von einer zufällig vorhandenen Majorität, und nicht vielmehr von dem Gewichte der Gründe, die ihn eben bestimmen, abhängig machen. Jetzt erleben die Liberalen zu ihrem nicht geringen Staunen, daß die dissentirenden Bischöfe sich unterwerfen. Nun hatte es freilich von vorneherein mit dem Dissens nicht so viel auf sich. Die Bischöfe, namentlich die meisten deutschen, bestritten die Opportunität, d. h. sie hielten unter den gegenwärtigen Umständen eine Entscheidung über diese Glaubensfrage nicht für wünschenswerth, und ließen so den Kern der Frage völlig unentschieden. Der Liberalismus, einmal gewohnt, die Reife fremder Birnen nach den eigenen Bäumen zu beurtheilen, ließ es sich nun nicht nehmen, daß das nur ein Vorwand sei, womit sie um die offene Erklärung, daß sie Gegner der Unfehlbarkeit an sich seien, herumkommen wollten. Er hoffte daher, wenn die Sache trotzdem zur Entscheidung kommen würde, daß die Bischöfe gezwungen wären, die Maske abzuwerfen, und daß dann ein colossaler Abfall von Rom sich vollziehen würde. In dieser Hoffnung bereitete er dem deutschen Episkopate einstweilen die Wege. So lesen wir denn plötzlich in der liberalen Zeitungspresse mit Staunen, wie aufgeklärt, gelehrt, freimüthig, fromm und entschieden der deutsche Episkopat ist, während umgekehrt die romanischen Völker nur versumpfte, unwissenschaftliche, servile Menschen auf den Bischofssitzen hätten.

Am Ende stellte sich freilich heraus, daß es den deutschen Bischöfen doch mit der Opportunitätsfrage Ernst war, daß sich schließlich Einer nach dem Andern, selbst diejenigen un=

terwarfen, die bei der Abstimmung nicht zugegen waren, und das nennt er in Analogie seiner parlamentarischen Ansichten charakterlos.

Charakterlos soll es sein, wenn ich liebgewordene Ansichten hinwerfe, um mich dem Ausspruche Gottes zu beugen; charakterlos soll es sein, wenn ich offen hintrete und sage: ich habe gemeint, es sei so, aber Gott hat mich belehrt, daß es anders ist, glaubet Gott! Das wäre charakterlos, wenn ich meine Eigenliebe der Wahrheit opfere? Wenn das charakterlos ist, was ist denn da Charakter?

Charakter hätten liberaler Ansicht nach die dissentirenden Bischöfe gezeigt, wenn sie auf ihren Anschauungen bestanden, wenn sie eher den Bruch mit Rom, statt des Bruches mit dem, was der Liberalismus ihre Ueberzeugung nennt, vorgezogen hätten. Aber das kann man doch Niemanden zumuthen, wenn man ihm den Glauben zutraut, daß es sich im Concil nicht blos um einen Ausspruch Roms, sondern um einen Ausspruch Gottes handle, und da der Liberalismus gleichwohl diese Zumuthung stellt, so muß er den Bischöfen auch den Glauben nicht zutrauen, daß es Gott ist, der durch das Concil spricht, d. h. wenn der Liberalismus den Bischöfen Charakter zusprechen soll, so müssen sie ihr ganzes Leben lang die abgefeimtesten Heuchler gewesen sein; um einen geringeren Preis als das ausdrückliche oder stillschweigende Zugeständniß dieser Heuchelei ist das Zugeständniß der bischöflichen Charakterfestigkeit vom Liberalismus nicht zu haben. Haben sie ja doch ihr ganzes Leben lang gelehrt, es sei Gott, der sich auf dem Concil manifestire, und sie selbst sollen mit der Ueberzeugung hingegangen sein, es sei nur Menschenwitz, der sich da breit macht! Und was das Concil beschließt, sei nur der Ausfluß dieses Menschenwitzes, es sei nicht zu Stande gekommen unter dem direkten Einflusse Gottes, sondern je nach der Partei=

parole einer in der Kirche gerade eben so zufällig dominirenden Clique, just so, wie in den Parlamenten! Da hätten die Bischöfe von Hindostan und Californien wahrhaftig den weiten Weg sparen können! Und weiter! Wenn diese Lehre Heuchelei war, so fragen wir Katholiken mit Recht, was war denn Wahrheit? Ihr seht, ihr Herren vom Liberalismus, unsere Bischöfe müssen auf euere Hochachtung verzichten, und sich so lange mit der unserigen begnügen, bis ihr einen für einen ehrlichen Mann annehmbaren Preis fordert.

Aber, sagen die Liberalen, unsere Ansicht bezüglich der Unfehlbarkeit theilen hochgelehrte Männer, Theologen selbst, die in der ganzen katholischen Welt das unbestrittenste Ansehen genießen, oder wenigstens genossen.

Leider Gottes! Damit werden aber die Ausführungen, die hier ein schlichter Laie vorzuführen sich beehrt, nicht im Mindesten widerlegt. Ohne Zweifel werden diese hochgelehrten Männer das zu verantworten haben, was sie der katholischen Kirche, ihrer Mutter, gethan; aber ich gebe keineswegs die Hoffnung auf, es noch zu erleben, daß sie sich für die Ehre bedanken, mit dem Schilde ihres Namens euere Hetze zu decken. Wenn sich diese Hoffnung nicht verwirklicht, so getraue ich mich heute schon sagen zu können: diese Männer, die im gegenwärtigen Augenblick nur die Unfehlbarkeit leugnen, und alles übrige zu glauben erklären, werden von Leugnung zu Leugnung getrieben werden, bis sie nichts mehr glauben; sie werden ein warnendes Beispiel dafür sein, daß man keinen Stein aus dem Gefüge des katholischen Glaubens reißen kann, ohne das Ganze zu zerstören; sie werden an ihrer Person den Beweis führen, daß das Gerede von Alt- und Neukatholicismus leerer liberaler Schwindel ist, daß derjenige, welcher die Unfehlbarkeit gläubig annimmt, nicht neukatholisch wird, sondern einfach katholisch bleibt, daß dagegen jener,

welcher diese Lehre leugnet, nicht altkatholisch bleibt, sondern aufhört, überhaupt katholisch zu sein.

Wir hatten das geschrieben, ehe der sogenannte „Altkatholikentag" in München die Wahrheit dieser Worte beweisen sollte. Auf demselben haben wir gesehen, daß alle Führer dieses Altkatholicismus weit über die Unfehlbarkeit hinaus sind; in ihren Resolutionen haben sie die von Gott gegebene Verfassung der Kirche geradezu auf den Kopf gestellt, indem sie die Regierten zu Regenten machten, und die Lehrer der Kirche anwiesen, sich ihre Instruktion bei den Hörern zu holen. Ja selbst in das Gebiet der von Gott eingesetzten Sakramente griffen sie, um auch da zu reformiren. Nun lassen sich zwar menschliche Einrichtungen reformiren, weil sie wie alles Menschenwerk unvollkommen sind; aber ihrer Natur nach göttliche Einrichtungen reformiren zu wollen, das ist längst nicht mehr katholisch. Das fühlen auch die Leute selbst, und geben dies dadurch zu erkennen, daß sie auf Theilung des Kirchenvermögens Anspruch machen. Sie fühlen, daß sie nicht mehr zu uns gehören, und verlangen daher ihren Antheil am gemeinsamen Vermögen heraus. Dabei passirt ihnen nun wieder das Menschliche, daß ihnen einer der einfachsten Rechtsgrundsätze aus dem Gesicht kommt, indem sie ihre vermeintlichen Ansprüche so sehr in den Vordergrund stellen. Das Kirchenvermögen ist nämlich nicht gemeinsames Eigenthum der Katholiken, sondern das Eigenthum der katholischen Kirche, und wer aufhört Katholik zu sein, kann nicht seinen Antheil fordern, sondern hört eben auch auf diejenigen Rechte zu besitzen, die ihm als Katholiken zustanden, wie er auch aufhört, diejenigen Lasten zu tragen, die er als Katholik zu tragen gezwungen war.

Einsam steht in dieser Versammlung Döllinger, unter dessen Namen sich alle die verneinenden Geister schaarten. Es

scheint, daß er wirklich geglaubt hat, das Unmögliche könne möglich sein, und er könne katholisch bleiben, ohne alles zu glauben, was die katholische Kirche zu glauben vorschreibt. Er hat selbst versucht, diese Meinung consequenteren Köpfen, als er ist, plausibel zu machen. Er ist damit vereinzelt geblieben; er mußte vereinzelt bleiben, denn er mußte sich dabei auf ein Argument stützen, das an innerer Unwahrheit alles überbietet, was bis jetzt in diesem Kampfe geleistet worden ist. Das Abirren vom Glauben hebe nicht die Rechtmäßigkeit des Papstes und der Bischöfe auf! So sagte er. Wenn aber die Kirche Gottes vom Glauben abirrt, dann hört sie ja überhaupt auf, die rechtmäßige Kirche zu sein; denn dann hört sie auf die Kirche Gottes zu sein, sie ist nicht mehr die Kirche der Wahrheit, sondern des Truges; sie ist nicht mehr eine Leuchte, sondern ein Irrlicht. Da das nun doch unter keinen Umständen sein kann, und selbst Döllinger die Rechtmäßigkeit des Papstes und der Bischöfe noch behauptet, so liefert er damit ein Argument für einen Satz, den er gewiß nicht beweisen wollte, ein Argument dafür, daß auch damals nicht die Kirche vom Glauben abirrte, als sie die Unfehlbarkeit des Papstes definirte. Wir geben heute noch weniger als vor dem Münchener Congresse die Hoffnung auf, daß sich diejenigen, die in guter Meinung irrten, wiederum zu ihrer Mutter der Kirche zurückfinden werden.

Damit könnten wir die Aufgabe des gegenwärtigen Capitels als gelöst betrachten, da wir wohl zur Genüge gezeigt, welche Bewandtniß es mit der Unterscheidung zwischen Alt- und Neukatholicismus hat. Da indessen die ganze Frage sich um die päpstliche Unfehlbarkeit dreht, so dürfen wir wohl auch der Bedeutung dieser einige Worte widmen, zumal dieselbe uns Gelegenheit gibt, auf einen Kunstgriff der liberalen Po-

lemik hinzuweisen, der mit großer Virtuosität und nicht geringem Erfolge angewendet zu werden pflegt.

Wenn sie irgend etwas bekämpfen wollen, so bedienen die Liberalen sich nicht selten folgender Kampfweise. Sie nehmen den Namen des Kampfobjectes und bedienen sich desselben als Etikette, um unter dieser gegnerischen Firma eigenes Fabrikat in die Welt zu senden; kein Wunder, daß bei einem solchen Verfahren die Firma nothleidet, und ist die einmal discreditirt, so ist es dann leicht, die Aufstellungen des Gegners selbst zu bekämpfen. So geht es z. B. mit dem katholischen Papste. Der Liberalismus greift den Papst an, verbindet aber mit diesem Worte nicht den Begriff, den wir damit verbinden, sondern macht sich selbst ein Wesen zusammen, das er unter dem Namen des römisch-katholischen Papstes versendet, und das in der That viele recht schwer ins Gewicht fallende Mängel aufzuweisen hat, das aber durchaus nicht dem Wesen entspricht, das wir Papst nennen.

In einem noch bedeutend höheren Grade ist dies mit der Unfehlbarkeit der Fall. Wir nehmen gläubig die Unfehlbarkeit des Papstes an; aber Das, was der Liberalismus unter der Firma Unfehlbarkeit des Papstes bekämpft, verabscheuen wir nicht minder. Man sollte in diesem Kampfe des Liberalismus doch meinen, es handle sich von derjenigen Unfehlbarkeit, welche das Concil dem Papste beigelegt hat. Das ist aber nicht wahr; um den Katholicismus zu bekämpfen, braut der Liberalismus sich selbst einen Wechselbalg zusammen, den er deßhalb mit dem Namen der päpstlichen Unfehlbarkeit belegt, damit er ehrliche, vertrauensselige Leute glauben machen kann, im Kampfe gegen die katholische Religion fechte er, der Liberalismus, auf Seiten des Glaubens und der Tugend. Ehrlich ist diese Kampfweise wahrlich nicht. daß sie aber Thatsache ist, das wollen wir kurz nachweisen.

Der Papst sei zu einem Vicegott, zur vierten Person der Gottheit erhoben worden; die Geschichte habe gelehrt, daß lasterhafte Leute den päpstlichen Thron innegehabt, die könnten doch nicht unfehlbar gewesen sein, es hätten selbst Päpste in Glaubenssachen geirrt. Aber ein solcher unfehlbarer Papst sei nicht blos eine Thorheit, er sei auch eine Gefahr. Denn er könne jetzt glauben und thun lassen, was er irgend wolle, und Jedermann müsse dem gehorchen, er könne Fürsten entsetzen, Constitutionen außer Kraft setzen, und allerlei derartige Dinge; es sei aber auch, sagt der Liberalismus weiter, von Seiten der Concilsväter ein Verbrechen, solche Dinge zu statuiren, es sei ein Hochverrath, eine Felonie, denn sie hätten alle ihre verschiedenen Vaterländer, ihre Souveräne, ihre Constitutionen an Rom und seinen Papst verrathen, indem sie denselben zum unumschränkten Herrn über Alles gemacht. Das wird denn natürlich alles mit sehr großem Eifer ins Detail ausgemalt, und von der liberalen Presse ihren Lesern täglich servirt. Natürlich fällt es dem Liberalismus nicht ein, beizusetzen, daß es sich in der ganzen Sache nur von derjenigen Unfehlbarkeit handelt, in deren Besitz die Kirche seit ihrem Bestande so unangefochten war, daß heute noch selbst die von dem Liberalismus so hochgefeierten Koryphäen des Altkatholicismus dieselbe anerkennen. Davon hören die Leser kein Sterbenswörtchen. Sie erhitzen sich vielmehr über die ihnen vorgesetzten Gerichte und gehen tapfer und unverdrossen ins Zeug; sie ahnen nicht, daß es Windmühlen sind, gegen die sie, moderne Don Quixotes, ihre Lanzen splittern. Denn alles das sind lauter Behauptungen, welche die Treiber des Liberalismus erst selbst aufstellen; es sind die rothen Lappen, womit das Volk gleich dem Stier blindwüthend gemacht wird, damit es seine wahren Feinde nicht sehe, nicht erkenne. Und wirklich der Stier stürzt darauf los!

So laßt euch doch warnen! Der Papst ist kein Vicegott, es ist ein schwacher sündiger Mensch wie wir alle, höchst unwürdig zum Stellvertreter Gottes auf Erden berufen, ein Mensch, der mehr als irgend ein anderer der Beihülfe Gottes bedarf, wenn nicht die ganze Kirche zu Grunde gehen soll. Es hat lasterhafte Päpste gegeben, leider, leider, und ihre Fehler und Sünden wiegen gerade so schwer, ja des gegebenen Aergernisses wegen noch schwerer, als die gewöhnlicher Sterblichen, es kann auch Päpste geben, die in Sachen des Glaubens irren, recht gelehrte Bischöfe und Theologen behaupten sogar, es habe deren gegeben; wie ein unfehlbarer Papst besser geeignet sei, Könige ab- und einzusetzen, oder Verfassungen zu vernichten als ein fehlbarer, verstehen wir nicht, wir meinen, es gehörten dazu vor Allem viele gut exercirte Soldaten und weittragende Kanonen, aber keineswegs die päpstliche Unfehlbarkeit. Man sieht, der Liberalismus bekämpft Dinge, die wir nicht behaupten, und das eine Ding, das wir behaupten, bekämpft er nicht, oder nur sehr vereinzelt. Wir behaupten nämlich, daß der Papst nur die Unfehlbarkeit besitzt, welche die Kirche unbestrittenermaßen besitzt und nie aufgehört hat, auszuüben. Er ist daher nur unfehlbar in Bezug auf die Feststellung eines Princips, sei es nun in Sachen des Glaubens oder der Sitten, während die Anwendung dieses Princips auf das tägliche Leben Gewissenssache eines jeden Einzelnen ist. Aber auch selbst dabei ist der Papst noch dem Irrthum unterworfen, wenn er nicht ausdrücklich erklärt, daß er in seiner Eigenschaft als Lehrer der Christenheit, und in der ausgesprochenen Absicht, die Gewissen dadurch zu binden, ein solches Princip aufstellt. Und auch dann wäre er nimmermehr aus sich unfehlbar, wenn er nicht die Verheißung eines ganz besonderen göttlichen Beistandes für sich hätte, der ihn vor dem Irrthum bewahrt. Alle diese Dinge be-

kämpft aber der Liberalismus, oder speciell der „Altkatholicismus“ nicht. Denn was würde er dann bestreiten: In erster Linie die Unfehlbarkeit der Kirche. Denn wenn die Kirche unfehlbar ist, so muß es nach den Beschlüssen des vaticanischen Concils auch der Papst sein, oder sie hätten im Aufstellen dieses Grundsatzes geirrt, und dann wäre sie ja gerade nicht unfehlbar. Mit diesem Entweder — oder — in der Tasche verläßt der Altkatholicismus den Boden des Katholicismus überhaupt, und in Wahrheit sehen wir ihn auch Hand in Hand mit Akatholiken, selbst mit erklärten Gottesleugnern die Unfehlbarkeit bekämpfen, indem sie das Werk der göttlichen Allmacht, das ihr zu Grunde liegt, bezweifeln. Dieselben Leute, die zu glauben vorgeben, auf ihr Wort verwandle Gott durch einen Akt seines allmächtigen Willens Brod und Wein in den Leib und das Blut Jesu Christi, dieselben Leute zweifeln an einem Wunder Gottes, wenn nur durch ein solches seine Kirche als Hüterin der Wahrheit bewahrt werden kann. Denn wenn die Kirche, und wenn das Oberhaupt der Kirche einen falschen Satz als Lehrer der Christenheit aufstellen kann, dann ist die Kirche nicht mehr die Hüterin der Wahrheit, sondern, wie wir bereits gesagt, die Hüterin der Lüge, nicht mehr die Kirche Gottes, sondern die Kirche des Teufels. Und wie lange glaubt man denn, daß in derselben Menschenbrust Glaube und Unglaube, Wahrheit und Lüge, Gott und der Teufel sich vertragen?

Doch ich komme hier viel weiter, als ich ursprünglich wollte, ich wollte nur den Nachweis führen, daß der Liberalismus sich eine päpstliche Unfehlbarkeit zusammengetragen hat, die er bekämpft, und bezüglich deren wir eigentlich weiter nichts zu sagen haben, als daß dies kein Riese, sondern eine Windmühle ist, deren Bekämpfung wir ihm getrost überlassen könnten, wollte er nur so freundlich sein, seinem Geschöpfe einen

andern Namen beizulegen, als gerade den der päpstlichen Unfehlbarkeit, von der es auch nicht eine Spur an sich trägt.

Zum Schlusse hätte ich noch etwas auf dem Herzen. Man behauptet nämlich mit großer Vorliebe, daß durch die Erklärung der päpstlichen Unfehlbarkeit der Papst schrankenloser Herrscher der Gewissen geworden. Darüber noch einige Worte.

Ueber die Gewissen aller Nichtgläubigen, mögen sie nun katholisch getauft sein, oder von Geburt anderen Religionsgenossenschaften angehören, oder endlich gar nichts glauben, übt der Papst gar keine Herrschaft aus, weder eine schrankenlose noch eine beschränkte, weder wenn er dem Irrthum unterworfen wäre, noch wenn er dies nicht ist. Das Einzige was er in Bezug auf sie thut, ist, daß er ihnen die Möglichkeit an Handen gibt, sich über die katholische Religion zu unterrichten, und daß er für sie zu Gott betet, damit er ihren Verstand erleuchtet und sie die Wahrheiten des Glaubens in sich aufnehmen lasse.

Aber trotzdem wird es nicht unangezeigt erscheinen zu betonen, daß auch der Unglaube bei näherer Betrachtung zugeben muß, selbst die päpstliche Unfehlbarkeit mache den Papst nicht schrankenlos. Wir haben bereits hingewiesen, welche Schranken der Unfehlbarkeit in der Definition selbst gesetzt sind, aber auch außer den Schranken, die in der Sache selbst liegen, gibt es noch andere, die sogar außer der Person des jeweiligen Papstes liegen.

Wir haben erstens die heilige Schrift. Der Papst kann nichts definiren, was dem Inhalte der heiligen Schrift zuwiderlaufen würde.

Wir haben zweitens die Vorgänger des Papstes, die auch unfehlbar waren. Er kann also nichts definiren, was den Definitionen dieser widersprechen würde.

Wir glauben drittens, daß die göttliche Offenbarung vollendet ist. Der Papst kann also nichts definiren, was nicht ausdrücklich oder implicite in derselben enthalten ist.

Würde ein Papst über diese Schranken hinausgehen, so würde er nicht bloß die Unfehlbarkeit der heiligen Schrift, die Unfehlbarkeit seiner Vorgänger, die christliche Tradition, sondern selbstverständlich auch seine eigene Unfehlbarkeit über den Haufen werfen.

Dies zur Beruhigung Andersgläubiger. Dem gläubigen katholischen Christen aber gereicht die feierliche Definition dieses Dogmas zu einer noch viel größeren Beruhigung. Konnte er vorher vielleicht im Zweifel sein, ob eine feierliche Entscheidung des Papstes in Sachen des Glaubens und der Sitten auch eine Garantie für die Wahrheit derselben in sich trage, so ist er jetzt dieses Zweifels vollständig überhoben. Der Liberalismus folgert aus der Unfehlbarkeit, daß wir nun auch alle Ungereimtheiten glauben müssen, die der Papst uns zu glauben befiehlt, übersieht aber dabei, daß die erste Folge der Unfehlbarkeit, die ist, daß der Papst uns keine Ungereimtheiten zu glauben vorstellen kann. Weit entfernt daher in der päpstlichen Unfehlbarkeit die Niederreißung aller Schranken des Gebieters seines Gewissens zu verwünschen, segnet der Katholik in dieser Unfehlbarkeit die unübersteigliche Schranke, die Gott gesetzt hat, um ihn vor der Lüge und dem Irrthum zu bewahren, und er preißt die göttliche Weisheit, der es gefallen, diese Schranke gerade in jener Zeit über alle Zweifel zu erheben, wo Lüge und Irrthum mehr als jemals Mittel zu Handen haben und sich ihrer geschickter als jemals bedienen, um die Herrschaft der Welt an sich zu reißen!

Schlußwort.

So! damit wären wir zu Ende! Nicht mit den Phrasen des Liberalismus, denn deren sind mehr als der Ocean Tropfen hat — aber mit dem Papier, und es bleibt uns gerade noch so viel, um einen letzten Einwand besprechen zu können.

Wenn man unsere Schilderungen liest, so muß einem ja der Gedanke aufsteigen, als ob unsere Liberalen lauter entsetzlich schlechte Menschen wären, und gleichwohl sehen wir unter ihnen gar viele Leute, denen man das Prädicat der Achtbarkeit nicht verweigern kann. Wir sehen Leute, denen es unleugbar mit der Wohlfahrt ihrer Mitmenschen rechter Ernst ist, die nichts weniger als verfolgungssüchtig, habgierig, verleumderisch u. s. w. sind. So müssen daher, möchte man schließen, unsere Schilderungen nach allen Ecken und Enden hin an den ungeheuerlichsten Uebertreibungen leiden.

In der That, wir selbst denken von unseren Mitbürgern, selbst von den liberalsten, zu hoch und zu gut, als daß wir alles das ihrer Person zuschreiben sollten, was wir von dem Liberalismus behauptet haben. Ja wir glauben sogar sagen zu dürfen, daß die Liberalen selbst die Consequenzen, die wir gezogen, mit Abscheu zurückweisen. Das beweist aber nicht, daß die Consequenzen falsch sind, und sind sie richtig, dann werden die Bekenner des Liberalismus, ob mit, oder gegen ihren Willen zu denselben fortgerissen werden. Als die Pa=

riser Commune sich constituirte, würde sie auch mit Entrüstung die Möglichkeit zurückgewiesen haben, daß sie Mordbrennerbanden organisiren könnte, um Paris in einen Schutthaufen zu verwandeln. Und von Schritt zu Schritt wurden sie getrieben, bis das Unerhörte eine flammende Thatsache wurde.

Ganz das Gleiche ist auch mit dem Liberalismus der Fall. Es kommt nicht im Mindesten darauf an, ob unsere heutigen Liberalen der Welt alle Errungenschaften nehmen wollen, die das Christenthum gebracht, ob sie den nackten Egoismus an die Stelle der Liebe, einen feuerarmigen Moloch an die Stelle eines allgütigen Gottes setzen wollen, ob sie dem Menschengeschlechte das Bewußtsein einer erhabenen Bestimmung und ihrem sterbenden Bruder den letzten Trost rauben wollen, wie gesagt, ob sie das alles heute wollen, darauf kann es nicht ankommen, sondern darauf, ob der tiefgehende Kampf, den der Liberalismus gegen das Christenthum führt, im Falle seines Sieges, diese entsetzlichen Folgen nach sich zieht. Sind unsere Consequenzen richtig, und wollte Gott, es könnte ihnen ein Irrthum nachgewiesen werden, dann wird es nur eine Frage der Zeit sein, daß unsere Liberalen sich zu ihnen bekennen werden.

Aber auch dabei ist uns ein Trost geblieben. Gott hat den Menschen nicht böse geschaffen. Er ist gut aus seiner Hand hervorgegangen, und ringt nach Vervollkommnung. Wenn daher heute der Liberalismus so außerordentlich zahlreiche Anhänger zählt, so liegt dies nicht in der Natur des Liberalismus, sondern darin, daß seine wahre Natur nicht erkannt wird. Diese aber wird immer klarer, je mehr er sich in seinen Consequenzen entwickelt.

Heute steht er noch da, eingehüllt in das berückende Gewand der Freiheit, in seiner Rechten das Panier der Aufklärung, in seiner Linken, den Schild der Humanität. Und

heute schon sehen wir zu Tausenden die betrogenen Arbeiter kommen, und den Wechsel präsentiren, den er ihnen ausgestellt, und für den sie ihren Gott und ihren Glauben an Zahlung gegeben. Noch brüstet er sich mit seinen, die Menschheit beglückenden Ideen, und schon muß er um der Entrüstung dieser Menschheit zu entgehen, das sinnlose Märchen einer Allianz der Katholiken und Socialisten behaupten, und wenn die Commune in Paris Kirchen profanirt, heilige Gefäße stiehlt, Bischöfe und Priester ermordet, Spott treibt mit dem Santissimum, so muß er sagen, wäre es nicht die Durchführung liberaler Grundsätze, sondern die Lehren des Katholicismus, welche daran Schuld trügen. Uns haben diese Ereignisse eine furchtbare Kraft der Belehrung. Als die erste Commune den Thron Gottes vacant erklärte, repräsentirte Meister Samson, der Henker, die Weltregierung. Als die zweite Commune so weit gekommen war, Gott zu leugnen, reichte der Teufel ihr die Mordfackel. Und wenn das flammende Paris die Welt noch nicht belehrt, wohin die Empörung gegen Gott führt, so wird es noch mehr Städte geben, die mit Rauch und Trümmern, mit Blut und Thränen verkünden werden, daß es für die Welt nur ein Entweder — Oder gibt: entweder mit Gott, oder mit dem Teufel. Und am Ende wird das Menschengeschlecht doch zu Gott zurückkehren, von dem es ausgegangen, entweder gehorsam folgend dem Rufe seiner Liebe, oder geläutert durch ein Meer von Trübsal und Pein.

Dies Entsetzliche, dessen Vorspiel wir schaudernd erlebt, abwenden zu helfen, ist Pflicht jedes Einzelnen. Und dazu nach meinen schwachen Kräften beizutragen, hab' ich in diesem Büchlein versucht.

Ich habe mir gesagt: wenn erst der Liberalismus in seinem Wesen erkannt wird, wenn er erkannt wird, wie er den ganzen Kampf gegen die Kirche, das einzige, worin er sich

consequent bleibt, ausschließlich mit den Waffen der Lüge führt, so ist auch die Erkenntniß nicht weit, daß der Vater der Lüge sein Protector ist.

Ich schmeichle mir dabei nicht, daß ich großen Erfolg haben werde, ich bin ja auch nur ein einzelner, ein unbedeutender Kämpfer in dem Kampfe, der hier geführt wird. Wenn ich aber einen oder den andern meiner Leser zum Nachdenken angeregt, wenn ich einem oder dem andern die Gefahren gezeigt, die der Liberalismus in sich birgt, und dadurch vielleicht einen Genossen im Kampfe bestärkt, einem ehrlichen Gegner das Trugbild enthüllt, für das er gekämpft hat, so will ich mich auch dieses kleinen Erfolges freuen und Gott danken, daß er meine Feder gesegnet.

Inhalt.

